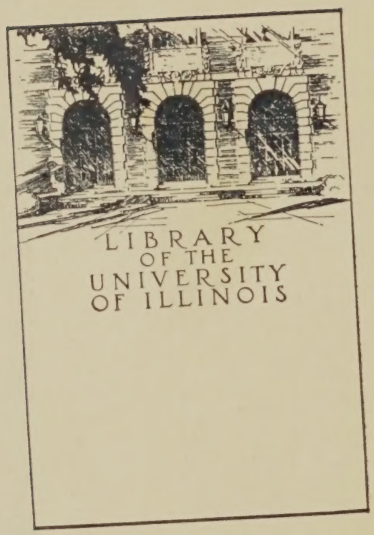
58
576

Oak Street
UNCLASSIFIED


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

University of Illinois Library

MAY −5 1964

JAN 13 1966

L161—H41

WILHELM WESSEL

MIT ROMMEL IN DER WÜSTE

MIT 32 FARBIGEN BILDTAFELN UND
VIELEN ZEICHNUNGEN

1943

BILDGUT-VERLAG · ESSEN

Offsetdruck von Dr. Karl Höhn KG. in Ulm-Donau

58
576

Dieses Buch
der Wüstenkämpfe sei dem Andenken
meines langjährigen Freundes

RITTMEISTER FRIEDRICH VON HOMEYER

gewidmet,
der als Ritterkreuzträger
und Kommandeur einer Aufklärungsabteilung
am 3. Juli 1942 in den El-Alamein-Stellungen
gefallen ist. Wir werden seiner und aller Kameraden in Dankbarkeit immer gedenken, die wie
er in der nordafrikanischen Wüste für die Zukunft
unseres Reiches gefallen sind

HERBST 1942 · WILHELM WESSEL

DIE ANKUNFT

Das italienische Wasserflugzeug zog einen weiten Bogen über die Felder, über die Baumpflanzungen und hellen Häuser von Tripolis und setzte uns sicher im Hafen ab. An der Mole wurden große Dampfer entladen. Kisten mit Munition, mit Verpflegung, Kraftfahrzeuge und Panzer schwebten an Kranen längs der Bordwände auf die Kaianlagen. Arabische Lastträger liefen trippelnden Schrittes über die Laufbretter und setzten Kisten um Kisten auf die großen Kraftwagen. Die

Rastlosigkeit des Hafenlebens wurde durch Barkassen und Prahme erhöht, die hochbepackt den Entladerampen zustrebten. Das weite Hafenrund umfaßte in großem Schwunge die Fülle und Bewegung dieses libyschen Hafens. (Bildtafel „Hafen von Tripolis".)

Abseits des Trubels saßen englische Soldaten. Vor Monaten waren sie aus Ägypten mit der großen Offensive nach Westen vorgestoßen. Nun schauten sie nachdenklich in die ununterbrochene Nachschubfolge unseres Kriegsmaterials und harrten

ihres Abtransports in die Gefangenenlager. Da wir unweit von ihnen auf unseren Wagen warteten, der uns mit unserem Gepäck in die Stadt bringen sollte, fragten wir sie nach ihrer Herkunft. Es waren Inselbriten. Ihre Gefangennahme erklärten sie als „Pech". „Ihre Leute hatten mehr Glück", meinten sie.

„Mehr Glück?" fragten wir, „war es nicht etwas anderes als Glück?"

„Ihr wart schneller als wir", warf mürrisch ein englischer Feldwebel ein.

„Nicht allein schneller", entgegneten wir.

„Ihr hattet mehr Panzer", rief ein junger Londoner dazwischen.

„Mehr Panzer? Das glaubt ihr doch selber nicht! — Aber was denkt ihr über Rommel?"

Es entstand eine kurze Pause. Dann schloß der lange englische Feldwebel die Unterhaltung mit dem fast unwilligen Ausruf: „Ja, ihr hattet Rommel!"

Darauf schwiegen wir alle, Deutsche wie Engländer.

Wir hatten Rommel und waren auf dem Wege zu seiner Armee, die in der ganzen Welt seinen Namen trägt.

DIE VIA BALBIA

Die Via Balbia, die asphaltierte Küstenstraße von Tripolis bis zur ägyptischen Grenze, stellt eine der größten kolonisatorischen Leistungen der Italiener in Libyen dar. Unweit der Küste durchzieht ihr blauschwarzes Band die trostlose Wüste, begleitet von der ununterbrochenen Kette der Telegraphenmasten. Die Via Balbia ist die Lebensader der Armeen in der Wüste. Die Stoßrichtungen aller Offensiven, von Freund und Feind, zielten mit geringen Abweichungen längs des Verlaufs der strategisch wichtigen Straße dieses nordafrikanischen Kriegsgebietes. Ich werde nie die Freude über ihren Anblick vergessen, als wir Monate später, nach wochenlangen Wüstenkämpfen, unsere „Balbia" wiedersahen. Vergessen waren Staub, Durst und das ermüdende Schütteln im Fahrzeug über Steine und durch Löcher. Wir sahen vor uns die schmale Asphaltstraße, Werk von Menschenhand, mitten in der Urlandschaft der Wüste. Die Via Balbia bot uns ein Gefühl von Sicherheit, von Menschennähe und besserer Versorgung. Diese Küstenstraße ist für uns ein Stück, besser, ein Streifen Heimat geworden. Welch beglückendes Gefühl, kam man, vorsichtig fahrend, aus den Staub- und Steinpisten auf die glatte Straßenfläche! Selbst der Wagen schien froher geworden zu sein und jagte wie befreit über den Asphalt.

Diese Vertrautheit mit dem schmalen Streifen unserer Balbia mußte erst mit Tausenden von Kilometern Pisten- und Straßenfahrt „erfahren" werden. Wir nahmen als Neulinge des Afrikakorps die Straße zunächst als eine Selbstverständlichkeit hin. Wir kannten aus Belgien, Frankreich, aus Polen und Sowjetrußland bessere Straßen. Diese Rollbahn von Tripolis über Homs hinaus war uns am ersten und zweiten Tage gleichgültig wie ein Stück asphaltierter Straße von Cambrai bis Cassel oder von Epinal nach Belfort. Heute in Afrika, damals Polen, Frankreich, Sowjetrußland — wir wollen alles in Ruhe kommen lassen, was die Straße uns bringen kann.

Wir waren Gäste einer Nachschubkolonne. Einige von uns Neu-Afrikanern saßen als Beifahrer im Führerhaus eines Lastkraftwagens. Andere Kameraden lagen auf den Gepäckstücken und Kisten hinten im Wagen und schauten neugierig in die vorübergleitende Landschaft. Mein Fahrer war ein Gefreiter aus Leipzig. In schönstem Sächsisch machte er mich auf alles aufmerksam: auf Palmen, Kamele und auf

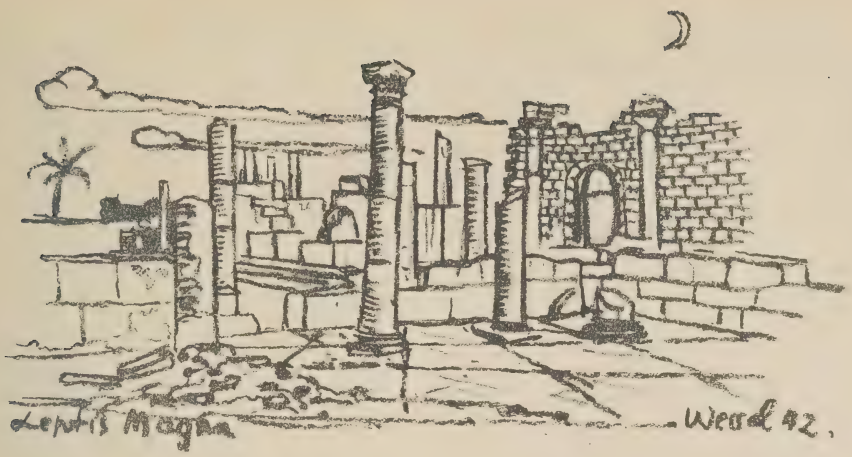
die für ihn langweilige Wüste. Seit Monaten rollte er mit seinem LKW auf dieser langen Straße hin und her, zwischen Hafen und Front, mit Menschen und Material. Er war stolz auf seine Leistung, seine tausende Kilometer. Ich horchte mit besonderem Vergnügen seinen erfahrenen Soldatenweisheiten über Wüste und Tommy in klassischem Sächsisch.

Die erste Marschstrecke bis über Misurata hinaus führte durch eine lebendige Landschaft. Italienische Siedlungen wechselten mit unbebauter Steppenlandschaft. Kleine Palmengruppen und Olivenpflanzungen häuften sich bei Homs zu einem zusammenhängenden Fruchtland. Wir durchquerten lange Felderfluren, in denen uns die Dattelpalmen, sauber aufgereiht, ein Bild menschlichen Fleißes und fruchtbarer Erde boten. Am Rande der Straße gingen Araber mit malerisch übergeworfenen Gewändern. Esel schrien, in den Agavenhecken lärmten die Singvögel.

Im Schatten der Palmen lagen die Häuser der Araber; es waren flache Würfel mit einer einzigen Tür und völlig fensterlos. Alle, auch die größeren, waren einstöckig. Die niedrigen Hütten verschwanden fast ganz hinter großen Erdmauern, die bis zur Schulterhöhe um alle Felder, sogar um einzelne Palmen aufgeworfen waren. Sie sollten das abfließende Wasser der wenigen Regenschauer des Jahres festhalten. War das nicht das Bild des Orients, wie es die Heimat aus den Reisebeschreibungen, den Kulturfilmen und den Werbebildern der Reisebüros kennt? Für mich bedeutete diese Fruchtlandschaft mehr als ein Bild des farbenprächtigen Orients. Ich sah in diesem Küstenstreifen den Rest eines ehemals gewaltig großen Kulturlandes des Altertums, da die Römer als hervorragende Kolonisatoren das griechisch-phönizische Kolonistenerbe übernahmen und die Küste Afrikas zum ersten Male für Rom zum vierten Gestade ihres Mutterlandes machten.

Wie eine kostbare Blüte entwuchs dieser herrlichen Kulturlandschaft die römische Stadt Leptis Magna. Über diese Marmorstadt ist in mehr als tausend Jahren die Zerstörung durch Krieg und Wüste hinweggegangen. Es scheint, als habe die Wüste hier über das Werk von Menschenhand triumphieren wollen, sie bedeckte die Tempel, Marktplätze und Bäder mit Steinen und Sand. Das Meer half der Wüste und vernichtete Häfen und die Gebäude am Ufer. Die Araber hielten sich fern, sie siedelten zwischen den Palmengärten abseits der verfallenden Stadt. Heute ragen aus den Steppenhügeln die Schäfte vieler Porphyr-, Marmor- und Granitsäulen hervor. Zwischen ihnen haben die italienischen Archäologen die wichtigsten Kult- und Profanbauten der ehemals ansehnlichen Stadt wieder freigelegt. Noch gut erhaltene Warmwasserleitungen speisten die luxuriös ausgestatteten Marmorbassins. Mit dem Reichtum an schönsten und vielfarbigen Marmorarten vereint das riesige Trümmerfeld fast alle ostmittelmeerischen Stilarten. Doch wird die architektonische Fülle von Original und Nachahmung durch eine jahrtausendalte Patina geadelt. Im ruinenhaften Dasein haben selbst die formüberladenen Gebäudereste die Vornehmheit und den Adel einer einheitlichen Kultur erhalten. Wir standen, Soldaten aus allen

Junges arabisches Mädchen Wilh. Wessel



Gauen Deutschlands tief beeindruckt auf den höchsten Steinstufen des noch gut erhaltenen römischen Theaterrundes. Wir sammelten Bruchstücke des vielfarbigen Marmors — vom zartesten Alabaster bis zum tiefgrünen und fleischroten Gestein — und hofften, daß uns diese kleinen Erinnerungsstücke durch alle Unberechenbarkeiten des afrikanischen Feldzuges sicher geleiten würden.

Ostwärts Misurata, wo Felderfluren und Palmenpflanzungen der steten Einwirkung der Wüste erlegen sind, beginnt im Steppengelände eines der großen faschistischen Siedlungsgelände. Der Boden wurde schachbrettartig aufgeteilt. Auf jedem Grundstück ist vom italienischen Staat ein einstöckiges Haus errichtet worden. Es gleicht mehr einem kleinen Gehöft mit Vorgärten, aus denen bunte Blumen leuchten. Trotz des immer wiederkehrenden, leicht abgewandelten Grundtyps wirkt die kilometerlange Reihung der Kolonistensiedlung gar nicht ermüdend oder langweilig. Ich habe oft während der Fahrt durch die neuen Siedlungen den Fleiß der Bewohner und die große Geschicklichkeit der italienischen Architekten bewundert, sie sogar um die Sicherheit ihres Gefühls für den zweckmäßigen Hausbau in der afrikanischen Landschaft beneidet.

Leider bot unsere mehr als 1000 Kilometer lange Fahrt bis Bengasi nur eine kurze Wegstrecke den erfreulichen Anblick der von Menschenhand gestalteten Erde. Weiter ostwärts von Misurata versiegten Fleiß und Opferwille der italienischen Siedler vor der Härte der unerbittlichen Wüste. Stunde um Stunde durchrollten wir die wechsellose Landschaft. Die Telegraphenmasten waren außer uns und unserem Fahrzeug die einzige Belebung in der heißen, hellen Wüste.

Flache Bombentrichter waren vom Sande verweht. Nur ein Ring dickerer losgesprengter Steine kennzeichnete die Einschläge. Die Sicht war unendlich weit. Auf drei bis vier Kilometer war ein einzelner Mensch, auf viel weitere Entfernungen ein Fahrzeug noch deutlich erkennbar.

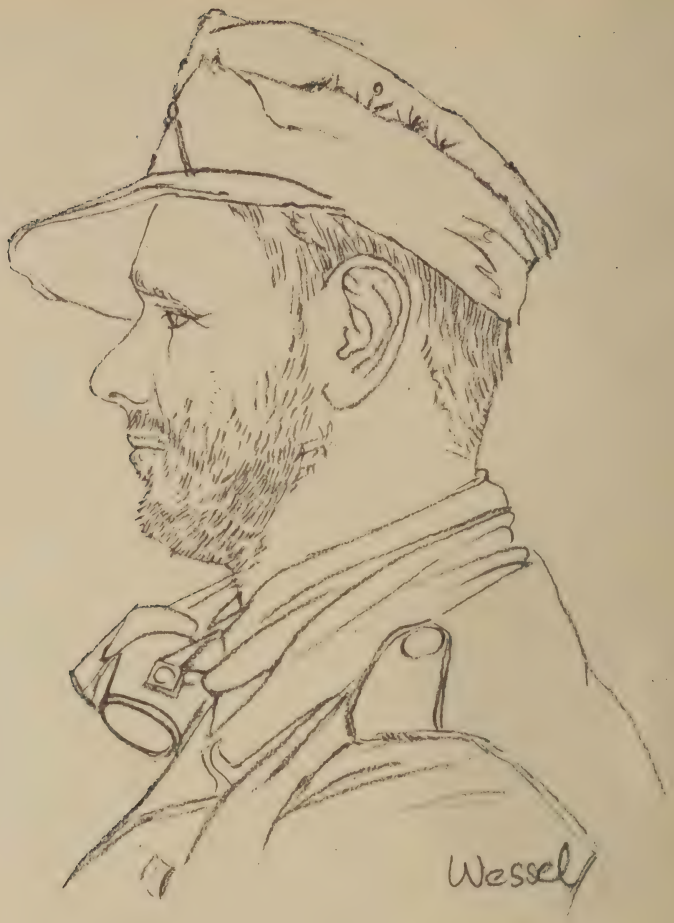
Der Fahrer erzählte von englischen Tieffliegerangriffen auf Nachschubkolonnen. Ich prüfte immer wieder die flache Wüste auf irgendeine Deckungsmöglichkeit. Nirgends ein Strauch, ein Hügel, keine größeren Felsbrocken, hinter denen man sich vor Feindsicht oder Beschuß im Notfalle decken konnte. Gnadenlos lieferte die weite Fläche jeden Deckungsuchenden der feindlichen Einwirkung aus. Damals in Frankreich oder Rußland hatten wir oft freie Flächen im Sprung überwinden müssen. Aber es gab dort Kornfelder, in denen man sich bergen konnte. Es wuchsen Pflanzen

und Büsche, um hinter ihnen vor dem Sprung neue Kraft zu sammeln. Hier in der Wüste wurde das Gelände mit jedem Kilometer unheimlicher. Es wirkte wie ein gruseliger Traum, in dem der Verfolger naht, aber die Knie den Dienst versagen und man kraftlos zu Boden sinkt.

Die Endlosigkeit des Weges, das monotone Arbeiten des Motors und das gleichmäßige Schaukeln des Wagens führten unmerkbar in einen Zustand zwischen Wachen und Schlafen, vor allem in die — von allen Kraftfahrern gefürchteten — Kurzträume. Plötzlich schreckte man wieder hoch und erkannte an einem Fahrzeugwrack oder markanten Telegraphenmast, daß man nur Sekunden eingenickt war, obwohl der Traum ein Erlebnis von scheinbar längerer Zeitdauer umschlossen hielt. Alle Träume von der Heimat, alle Traumgesichte von Kameraden, die schon lange in Flandern oder Rußlands Erde ruhen, verschwanden so schnell, wie sie erschienen waren. Oft klang nur ein Wort, ein Satz im wachen Zustand nach, dem man in der Gleichmäßigkeit der Landschaft nachsann. Ich beobachtete meinen Fahrer, der Stunde um Stunde seinen Wagen in gleichem Abstand von dem voranfahrenden LKW führte. Die Augen leicht verkniffen, den Blick geradeaus, rundete er unberührt von Öde oder Hitze ein Kilometerhundert nach dem anderen ab.

Nach einer Fahrt von mehr als 500 Kilometer erreichten wir die Syrte, der trostloseste Abschnitt der langen Wüstenstrecke. Flach wie ein Tisch dehnten sich die gelblich bis rotbraunen Sandflächen bis zum Horizont aus. Bei den 8 bis 10 Häusern des Ortes Syrte durchquerten wir reine Flugsandwüste, welche die Straßendecke immer wieder verweht. Ich habe vor Jahren die Wüste am Sinai, in Transjordanien, in Syrien und Oberägypten gemalt, aber diese öde Welt der Syrte wirkte fast bedrohlich, weil hinter ihr mehr und mehr die Frontlinien dieses Krieges sichtbar wurden. Mein Fahrer war auch verstummt. Er hatte für diese Trostlosigkeit noch nicht den verächtlichsten Ausdruck in seiner Heimatsprache gefunden. Auch die treffendsten Aussprüche des alten Soldaten versagten bei dieser Hitze und in dieser Einsamkeit.

In Richtung auf die Sonne zu begleiteten uns wechselnde Luftspiegelungen. Am Horizont erschienen langgestreckte Haffs mit blinkenden Wasserflächen, hinter denen dünne, dunkle Linien von Schein-Nehrungen in den Horizont gezeichnet waren. Aus dem „Wasser" ragten dunkle Gegenstände wie Schiffswracks, und wo die Via Balbia durch die erspiegelte Wasserfläche führte, erhielten die weit entfernten Fahrzeuge in der Flimmerhitze riesige Aufbauten und warfen in dem Scheinwasser Schatten. Man könnte diese „Fata Morgana" photographieren, wenn sie nicht so fern und flach wäre. Sie war keineswegs ein Wunschgebilde von Verdurstenden, denn wir tranken bei ihrem Anblick aus unserer Feldflasche guten Tee. Doch wir dachten mit leisem Gruseln, daß die Zeit kommen würde, da wir nicht mehr so reichlich mit Wasservorräten ausgestattet sein würden wie in diesen Tagen.



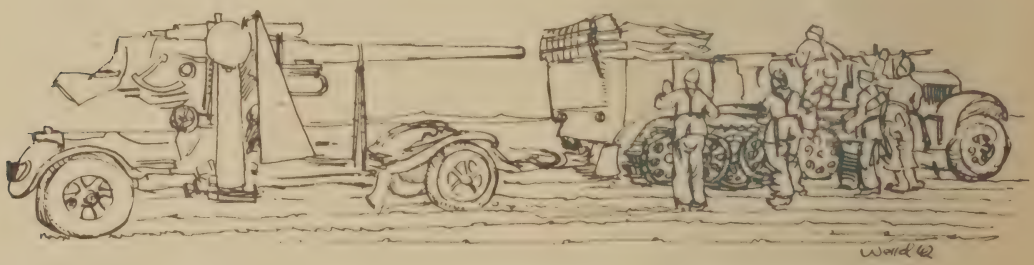
Abends rasteten wir bei El Ageila, einem baumlosen „nackten" Ort mit wenigen Würfelhäusern, einer alten Fortanlage und einigen Stacheldrahthindernissen. El Ageila wurde erst durch diesen Wüstenkrieg uns ein Begriff. Außer versandeten Stellungen, ausgeschlachteten Fahrzeugresten erinnerte gar nichts mehr an die vorherigen Winterkämpfe. „Hier hört die Welt auf", meinte mein Fahrer.
Wir rasteten unweit des Ortes. Die Fahrzeuge wurden mit großen Zwischenräumen abgestellt, die Wachen eingeteilt. Bald flackerten und brausten die Benzinkocher auf, um über ihnen unsere Konservendosen mit eingedickten Suppen zu erwärmen. Wir aßen auf den Trittbrettern unserer Lastkraftwagen, wie man geruhsam vor dem Hause in einer abendlichen Landschaft zu essen pflegt. Die Wüste war jetzt vergessen. Wir waren in unserem Hause eingekehrt. Wie schnell wird im Krieg der

Wagen zum Haus, in dem man Heimatrecht gewonnen hat! Mit dem Sonnenuntergang kam schnell die Dunkelheit. Die Temperatur der Luft war so stark gefallen, daß wir in unsere Mäntel gehüllt am Radiogerät die Nachrichten und Melodien der fernen Heimat hörten. Der fahle Abendhimmel färbte sich in dunkles Blau. Die zunächst dünn flimmernden Sterne wurden zu großen leuchtenden Strahlenkörpern. Die Milchstraße hob sich wie eine lichte Wolke vom dunklen Himmelsgewölbe ab. Als ich nachts, in Decken und Mäntel gehüllt, erwachte, hörte ich Schakale und verwilderte Hunde auf der Suche nach Nahrung die leeren Konservendosen hin und her rollen, bis der Posten sie vertrieb. Ihr Heulen klang weit durch den stillen Raum der nächtlichen Wüste.

DIE BELEHRUNG

Wir fahren „per Anhalter Bahnhof" weiter. Wer „per Anhalter Bahnhof" zu seinem Truppenteil kommen will, stellt sich an die Rollbahn, die Via Balbia, und winkt so lange, bis ein Kraftfahrzeug anhält und ihn mitnimmt. Wir hatten besonderes Glück, weil wir durch den „Anhalter" zunächst in ein Lager der Luftwaffe gefahren wurden, in dem wir eine für afrikanische Verhältnisse fast üppige Gastfreundschaft erlebten.

Für die letzte Marschstrecke bis zum Lager unserer Kompanie stellte uns die Luftwaffe durch „Anhalter Bahnhof" eine Zugmaschine mit einem Flakgeschütz zur



Verfügung, die von einem märkischen Gefreiten aus Luckenwalde gefahren wurde. „Wer langsam fährt, kommt auch zum Ziel." Um so besser konnten wir den Wechsel der Landschaft überblicken. Die Via Balbia zog sich in großen Schwüngen und schließlich in engen Serpentinen aus der Küstenebene in den bergigen Teil der Cyrenaika. Mit der Steigung wurde die Landschaft lebendiger. Die Wadis, die trokkenen Flußläufe, wurden zu weiten Bergtälern. Und die Dschebel, die Hügel, erreichten Mittelgebirgscharakter.

Auf unserer Zugmaschine waren noch mehr frisch eingetroffene Afrikasoldaten, die ganz enttäuscht waren, daß diese bergige Cyrenaika teilweise mit kieferähnlichen Bäumen und Sträuchern wie ein Mittelgebirge in Deutschland aussah. Sie wollten doch Wüstenkämpfer werden.

Unser Fahrer griente voller Hohn: „Keene Bange nich, ihr werdet ooch schon die Neese voll Sand kriegen, und werdet noch froh sein, wenn ihr euch een Weihnachtsbaum in der Illustrierten ansehen könnt, wenn ihr Weihnachten in eurem Loch hockt. Kiekt euch den Baumladen hier noch mal richtig an. Heute abend is es sowieso aus mit dem janzen Zauber."
Hinter der nächsten Kurve wies er mit einer großen Geste über die blumenreichen Hänge der Berge hin: „Wenn Sie det malen, Herr Oberleutnant, dann sagen die da zu Hause: ‚Det is ja in Afrika der reinste Blumenjarten!' Aber unsere Jungens da draußen in der Wüste, die sagen dann: ‚For Blumen zu malen, da brauch keener nach Afrika kommen. Malen Sie unsere olle Mistwüste! Aber det malt keener. Wat ist da ooch zu malen? De flache Wüste, de Luft voll Sand, een Zelt, een eingebuddeltes Fahrzeug und höchstens wir selba. Aber wenn Se uns in unsern ulkigen Hosen und Klamotten malen, dann platzt jedem Kammerfritzen im Ersatztruppenteil der Kragen, wo er uns einmal so schön in Schale jebracht hatte."
Diese Einführung in mein Aufgabengebiet in Afrika konnte ich nie vergessen. Jedesmal, wenn ich in den folgenden Tagen die blumenreichen Hänge der Cyrenaika sah, wenn mich phantastisch verwachsene dunkle Baumformen vor violett schimmernden Bergwiesen zum Malen reizten, hörte ich immer noch den guten märkischen Flaksoldaten voll bitterer Ironie sprechen: „Afrika, det ist ja der reinste Blumengarten."

Das Frühlingsidyll mit den schönsten, in der Heimat seltensten Frühlingsblumen hatte aber auch eine sehr unangenehme Kehrseite. An einem der ersten Abende nach meiner Ankunft im Lager brachte ein fremder LKW einen Volkswagen im Schlepp, mit dem vor wenigen Tagen der Oberleutnant H. als Wortberichter zu Stützpunkten gefahren war. Er war als gebürtiger „Südwester" selbst alter Afrikaner und mußte trotzdem gestehen: „Ein tolles Land, dieses Afrika! Wir hatten unser Zelt am Hang eines steinigen Wadis aufgestellt, setzten den Wagen gut getarnt in das Wadi, wickelten uns am Abend im Zelt in Mantel und Decken: Na, alter Tommy, du kannst uns mal! — Nachts wurde ich wach. Der Wind, der hier in der tollen Gegend nie aufhört, war so stark geworden, als wollte er das Zelt wegblasen. Dazu goß es wolkenbruchartig vom Himmel. Ein Krach war draußen, ein Gießen, ein Rauschen und Rumpeln, so daß ich nach einiger Zeit den Kopf vorsichtig aus dem Zelt steckte. Da hatte der Regen aufgehört, der Mond schien wieder. Ich rieb mir einmal, ich rieb mir zweimal die Augen und sah dann die Bescherung: Das Wadi war zum reißenden Gebirgsfluß geworden. Dort, wo der Volkswagen gestanden hatte, war nur Wasser, und mit dem Wasser kamen Zeltstäbe, Kisten, Kleidungsstücke usw. angeschwommen. Ich schrie nach Emil, meinem Fahrer. Emil war verschwunden. Im Caracho raste ich am Wadirand vorbei, wo ich gut fünfzig Meter flußabwärts Emil im Kampf mit dem reißenden Wasser wiederfand. Unser guter Volkswagen hatte sich als Sturmboot selbständig gemacht und alle Räder nach oben

gestreckt. Emil war dabei, so gut es im reißenden Wasser ging, den Wagen an den Wadihang zu drücken. Nachdem wir es endlich gemeinsam geschafft hatten, meinte der gute Emil aus Eberswalde: ‚Is man jut, dat det keen LKW is, und een Glück, det wir nich unten im Wadi jepennt haben. Det hätte sonst die schönste Verlustanzeije jejeben!' Als die Sonne aufging, war das Wasser wie ein Spuk verflogen, wir aber hatten alle Klamotten voll Sand und Steine. Afrika, ein tolles Land!"

DIE ALTEN UND DIE NEUEN STÄDTE

Im Bergland der Cyrenaika hat der italienische Staat seine besten und größten Kolonistensiedlungen angelegt. Sie liegen zum größten Teil an der gut asphaltierten Straße. Wie in Tripolitanien reihen sie sich in endloser Folge, überall ein Beweis großzügiger Planung des italienischen Staates, zeugend vom Fleiß der italienischen Kolonisten. Kirche, Schule und Verwaltungsgebäude sind immer zu einem architektonisch schönen Gesamtbilde zusammengefaßt. Die italienischen Architekten haben einen eigenen Kolonialbaustil entwickelt, der nichts von der schwülstig orientalischen Bauform englisch-ägyptischer oder holländisch-indischer Prägung aufweist, sondern praktisch und ansehnlich alte traditionelle italienische Stadtbaukunst mit den Anforderungen der nordafrikanischen Landschaft vereint.

Die alte Hauptstadt dieses Landstriches ist das klassische Vorbild städtebaulicher Anlage. In Meeresnähe bricht die Hochfläche der Cyrenaika in jähem Steilabfall zu einer schmalen Küstenebene ab. Auf einer langen Felsleiste liegt das Ruinenfeld des alten Cyrene. Seine architektonischen Ausstrahlungen reichen von der Höhe bis in die Ebene.

Mit sicherem Instinkt wählten schon im 7. Jahrhundert vor der Zeitenwende griechische Auswanderer der Insel Santorin diese günstige Geländestruktur für den Bau ihrer Stadt. Cyrene wurde in der römischen Kaiserzeit eine Großstadt mit zahlreichen Luxusvillen und Bäderanlagen. Sie zerfielen durch Krieg, Erdbeben und durch den ewigen Wind. Die Reste der Tempel und Bäderanlagen, die in den Felshängen wie eine große Galerie in das erhabene Rund des antiken Theaters auslaufen, sind unvergängliche Zeugen klassischer Kulturleistungen auf nordafrikanischem Boden. Die Ausgrabungen haben noch nicht alle Schätze an Plastik und Architektur freilegen können. Ein Teil der schönsten Funde ist in einem kleinen Museum am Rande des Tempelbezirks aufgestellt gewesen.

Ich malte mehrere Tage in dem alten Cyrene und sah täglich immer wieder Scharen von Mannschaften und Offizieren, welche mehr oder weniger sachkundig durch das Ausgrabungsfeld geführt wurden. Da standen viele unserer guten deutschen Soldaten, betrachteten die Trümmer, aus denen sie wohl kaum das Bild alter Größe rekonstruieren konnten. Sie horchten voll Andacht dem Plätschern der vielen Brunnen und Wasserspeier, welche schönstes Trinkwasser auf Marmorstufen und in

Marmorbecken rinnen lassen. Afrika, ein tolles Land! Hier verläuft das Wasser nutzlos, während es auf den Stützpunkten tiefer in der Wüste rationiert wird. Einmal trinken und das Wasser über Hände und Kopf fließen lassen! Einmal Verschwender sein dürfen, auch wenn die Torsos der Jünglinge und Göttinnen die Plätscherfreude des deutschen Soldaten nicht verstehen können! Er versteht sie auch nicht so recht, diese Bildwerke. Aber sie müssen schon wertvoll sein, sonst würden die verständigeren Kameraden sie nicht so wichtig nehmen.

Vor einer Figur blieben sie alle sinnend stehen. Es war die kopflose Plastik der Erdgöttin Demeter, die in schöner Ausgewogenheit das säulenhaft Statische mit dem Bewegten einer ruhig schreitenden Frau verbindet. Das Faltengewand umspielte wie eine zärtliche Umhüllung die adeligen Formen des weiblichen Körpers. (Bildtafel „Demeter-Tempel".) Wie lange schon hatten sie keine Frau mehr gesehen? Wann hörten sie das letztemal das Knistern und Rauschen der Kleider einer schreitenden Frau?

So erlebte jeder im Rahmen seines Denkens und Fühlens das alte Cyrene. Dieser labte sich am Wasser, jener betrachtete erinnerungsvoll die Göttin Demeter Einen jungen Unteroffizier hörte ich zu einem Kameraden (sie betrachteten abseits den Torso eines jungen Römers) die Rilke-Worte sprechen:

„Da ist keine Stelle, die dich nicht anschaut!"

Jeder vergaß für eine Weile Ziel und Zweck dieses Kriegsaufenthaltes und entspannte sich.

An einem Nachmittag hörte ich im Theater einen Soldaten Goethe lesen. Er war in der Heimat Dramaturg gewesen und führte als leichtes Gepäck den „Faust" bei sich. Selten wird Fausts Beschwörung der Helena und Helenas Rückkehr ins Haus des Menelaus in einem größeren Theaterrund gesprochen worden sein als in dieser weihevollen Stätte. Die erhabene Weite des Raumes bis übers Meer hinaus,

Italienischer Unteroffz.
mit deutscher Verdienst-
medaille in Silber.
Wilh. Wessel
9.4.42.

steinerne Stufen, verfallene Umgänge, zersplitterte Säulenschäfte nahmen die Sprache auf. Im Tempelbezirk schien der Wasserspiegel in Anteilnahme zu erzittern, und die Kraft von Wort- und Raumkunst bannte die Zeit. Wir horchten alle ergriffen der Sprache Goethes in klassischer Welt.

Der Soldat in Afrika hat wie an allen Fronten eine Reihe von Aussprüchen genormt:

Für viele Situationen, Gegenstände und Begriffe hat er einen Sammelausdruck gefunden, der nur den Wissenden verständlich ist. Gibt es eine neue Urlaubsparole, so ist das „die Masche". Winkt eine kurzfristige Kommandierung oder die Teilnahme an einer Besichtigungsfahrt, so heißt es: „Mensch, das ist die Masche!" Wird der Kompanie eine Filmvorführung mit Schauspielern wie Moser und Rühmann angekündigt, dann wartet abends die ganze Kompanie auf „ihre" Masche. — Masche

ist in Afrika ein Vorteil, eine Vergünstigung geworden, die befehls- oder dienstplanmäßig „verpaßt" wird. Eine „Masche" läßt sich aber auch „an Land ziehen", „organisieren" oder „unter den Fingernagel reißen". Das sind dann die Maschen, die nicht auf dem kurzen Dienstweg, sondern irgendwie „hintenherum" über Schreibstube, Fahrzeugpanne oder „Sondereinsatz" erworben werden. Es gibt Kameraden mit sagenhaften Fähigkeiten, die aus allem eine Masche machen können.

Masche ist also kein Deckname, sondern eher die Sammelbezeichnung mit vielen Inhaltsmöglichkeiten. Das Wort ersetzt lange Erklärungen. Es ist, als wenn die Sparsamkeit z. B. der Wasserverteilung zur Ökonomie des Ausdrucks zwinge. Doch haben Monate Wüste den deutschen Soldaten in seiner sandigen Einöde noch nicht abgestumpft. Er horcht gern und schweigt und kann hier seinem Nachdenken tieferen Inhalt geben als daheim in der Kaserne oder auf den Arbeitsplätzen.

Der Kamerad, der im verfallenen Theater Cyrenes Goethe las, war auch schon viele Monate in der Wüste. Während diese einsamen Räume ihn selbst das Schweigen und Horchen gelehrt hatten, lernte er die Kraft des dichterischen Wortes mehr schätzen als in jenen Tagen, da er sie jeden Tag von Schauspielern sprechen hörte. Aus neuem Erleben empfand er die Wirkung alten Kulturgutes deutschen und griechischen Ursprungs.

Der Küstenstreifen bei Cyrene, Apollonia und Derna ist für jeden Soldaten, der aus den Lagern oder Stützpunkten der Wüste kam, in mancher Hinsicht eine Erholung gewesen. Wer in Derna zum erstenMale afrikanischen Boden betritt, findet hier das Bild des Orients, wie es die Werbebilder der Mittelmeer-Schiffahrtsgesellschaften verbreiten: Einen großen Palmenhain, darin eine weiße Stadt, in deren engen Gassen das Basargetriebe und arabisches Leben alle Fremdheiten des unbekannten Orients zusammenfassen.
Für den alten Afrikasoldaten ist Derna der Ort mit dem besten Wasser. Dernawasser ist bei der Truppe in Afrika ein Begriff wie berühmtes Bier oder altgeschätzte Weine in der Heimat. Als wir schon mehr als tausend Kilometer im Sommer über Derna hinaus in die ägyptische Wüste vorgestoßen waren, hütete ich auf meinem Wagen noch immer einen Kanister „Dernawasser". Wenn die Zeit und die Umstände es gestatteten, dann wurde mit „Dernawasser" Tee oder Kaffee gekocht, der viel besser schmeckte als das gekochte salzigeWasser der Brunnen um Tobruk oder in der ägyptischen Wüste.

Die neuen Städte des Küstenstreifens sind in dem Gewoge des Wüstenkrieges teilweise schnell zu Trümmerhaufen geworden. Ihre Namen wurden Inbegriffe von Schlachten und Kämpfen. Für eine Zeitspanne bedeutete ein öder Hafen am Rande der Wüste ein militärisches Ziel, das aber vom Wechsel der Ereignisse schnell verlagert wurde. In der Wüste kämpft man um die Sicherung der Heimat und nicht um die Eroberung einer Stadt. Die Stadt wird von den Heeren überspült, vernichtet, wie die Urkraft des Sandsturmes Zelt und Wadi verweht.
Die Urgewalten, Krieg und Wüste, haben sich vereint, um die Siedlungen des friedlichen Aufbaues als Werk von Menschenhand hinwegzufegen. Was ist heute Tobruk? Brauner Wüstenboden und verwehter Sand. Keine Palme, keine Blume, kein Garten grünt. Die italienischen Baumeister zauberten aus dieser Trostlosigkeit weiße Häuser vom Dschebelrand bis zur Bucht. Dann kam der Krieg mit Bomben und Granaten. Aber selbst in ihren Trümmern bleibt diese reine Zweck-Hafenstadt ein Beweis von italienischer Kultur und Kolonisationskraft. (Bildtafel „Zerstörtes Tobruk".)

DIE WÜSTE

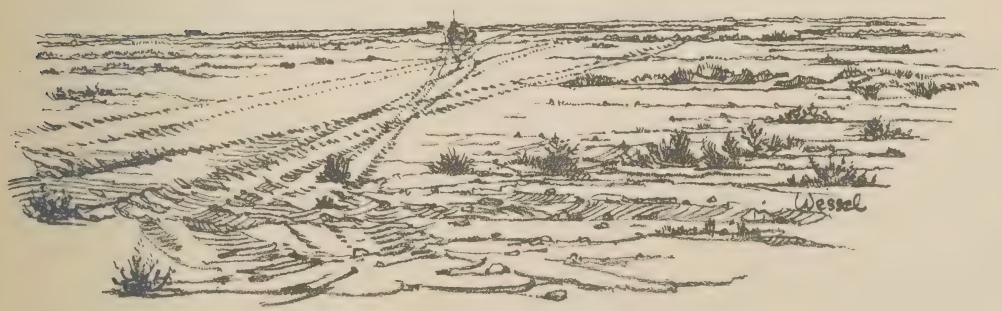
Der kurze, blütenreiche Frühling war wie ein schöner Traum gewesen. Im April hatte die steigende Hitze alles Grün bereits verdorrt. Jetzt waren die Warnungen des märkischen Gefreiten überflüssig geworden. Das trostlose, lichtüberblendete Wüstengelände konnte nicht mehr mit einem Blumengarten verwechselt werden. In der Mitte des Monats April brachte der heiße Wüstensand aus dem Süden schon Temperaturen, die an die höchste Sommerhitze des Vorjahres herankamen. Die Stützpunkte und Lager sahen tagsüber fast wie verlassen aus. Wer es sich eben leisten konnte, suchte einen Schatten auf. Der Frühsommer bescherte uns einen Giblitag nach dem anderen. Selbst in der Nähe der Küste wirkte der heiße Wind sich kräftig aus. Der Himmel wurde sehr hellblau, ja, mehr bleifarbig als blau. Die Fernsicht verschwand im Schleier des heranwehenden Sandsturmes. Die Luft wurde schwerer, da der Wind keine Kühlung, sondern nur trockene Backofenhitze brachte. Nähe und Ferne hüllten sich in zarte Farbigkeit, welche die Heimat als „unafrikanisch" bezeichnen würde. Im Raum von Derna, wo rostbraunes Gestein ansteht, zog der Gibli rosa und rote Sandschleier über die Wüste. Weiter ostwärts blies er weißen und grauen Staubsand wie feines Schneegestöber nebelgleich darüber hin. Von der Höhe über meinem Zelt in unserem Lager schaute ich gern in die lichtdurchflutete Weite bis zum fernen Meeresufer. (Bildtafel „Lagerplatz".) Von der Küste leuchteten aus dem Dunst der Mittaghitze lange flache Sanddünen und Felskuppen. Der Anblick war so hell, daß die Augen schmerzten. Das Licht löste fast alle Farbigkeit auf, und an leichten Giblitagen vereinte die weißgraue Staubschicht Himmel und Wüste. Bei aller Härte und Unerbittlichkeit des Stofflichen lag ein weicher Zauber über der Landschaft, der dem der Heide oder der nordischen Ebene manchmal ähnlich war — nur unnahbarer, unbesungener und daher unbekannter.

Die Wüste war immer die Kraftquelle der Propheten. Wir Soldaten standen oft lange sinnend vor der Unfaßbarkeit dieses weiten Raumes. Durch unsere dauernde Gebundenheit an ihren Sand und Wind, die Quälgeister des Kleinkrieges, blieb uns die Wüste eine fremde, und zwar feindliche Macht. Trotzdem verspürten wir auch manchmal ihre formende Kraft. Diese Wüste hatte schon vor Jahrhunderten blühende Reiche an der Küste Nordafrikas vernichtet und nichts als das Bild von Verlassen-

heit und Öde erzeugt. Täglich sprengten Sonne, Wind und Kälte unmerklich das Gestein. Immer näher rückten die gewellten Höhen des Sandes an die kärglichen, seltenen Oasen, um sie bald unter sich zu begraben. Der Gibli aus dem Süden wechselte mit dem Wind von der Küste und blies den Sand über jede Spur, die Mensch, Tier oder Fahrzeug hinterlassen haben. Hier herrschten Einsamkeit und Dürre, in welcher die Menschen nur als Nomaden ein unstetes Leben fristen können.

Jeder Landser unseres Afrikakorps hat es irgendwann verspürt, daß jeder, der Monate oder länger in der Wüste leben muß, durch sie verändert wird. Nicht allein der Krieg lehrte uns hier tiefere Besinnlichkeit. Die stärkste Macht, die im Frieden oder Krieg in Afrika den Menschen formt, bleibt die Wüste, der jeder später verhaftet bleibt — trotz der oft furchtbaren Erlebnisse des Wüstenkrieges. Bei jeder Aussage über ihre Art und Beschaffenheit— und sei sie inhaltlich noch so mit Abscheu erfüllt — schwingt ein Ton der Vertraulichkeit, der tieferen Erfahrung mit. Sie ist „unsere" Wüste geworden.

Kurz vor Sonnenuntergang wurden am Horizont die Wüstenränder schärfer. Panzer, Kraftfahrzeuge und die Männer in den Stellungen hoben sich scharf umrissen vom Hintergrunde ab. Eine beseligende Farbigkeit überflutete die weite Ebene. Die Steine erhielten im abendlichen Schimmer eine opalisierende Haut. In die Wadis fielen tiefer und tiefer die langen Schatten der Hänge. Zu dem Goldton gesellte sich ein geruhsames Blauviolett, das stetig wuchs, bis es in dumpfer Dämmerung jeden Lichtschein erstickt hatte. Beim Anblick dieses kurzen farbigen Schauspiels fühlte ich mich selbst während der Panzerschlachten stets aus der Zeitgebundenheit von Krieg und einfachster Lebensform in einen befreienden unendlichen Raum versetzt, in dem ich für kurze Zeit alle Sorgen, Bedrückungen und die Härte von Hitze und Einsatz vergessen konnte.



DER FAHRER EMIL

Es war ein unfreundlicher Gibli, der von der Küste kam und die Sandwolken flach in die Wüste drückte. Der geschlossene PKW, in dem ich vor Sand und Wind geschützt war, ermöglichte selbst an diesem Tage die „Außenarbeit". Während ich eine Pistenabzweigung von der Via Balbia zu unseren südlichen Stützpunkten gemalt hatte, wechselte der Wind dreimal die Richtung. (Bildtafel „An der Versorgungspiste".) Ich hatte mein Arbeitsmaterial gezwungenerweise auf Kreide und Pastell beschränken müssen. Wasserfarbe trocknete zu schnell durch Wind und Hitze. Ölfarbe verdreckte bereits auf der Palette. Selbst der geschlossene Personenkraftwagen konnte den feinen verwehten Sand nicht abhalten, der durch alle Fugen und Ritzen des Fahrzeugs drang. Das Gelände war in meinem Rücken, nach Westen, leicht hügelig. Emil, der Fahrer, hatte zeitweise im Wagen meiner Arbeit zugeschaut und eine kurze Zeit schlafend sich in sein reiches Innenleben zurückgezogen. Dann wurde er unruhig. Mühsam drückte er gegen den Wind die Tür auf und suchte draußen zwischen Fahrzeugtrümmern nach brauchbaren Ersatzteilen. Es trieb ihn hin und her, die Nase prüfend in der Luft. Ich warf während des Malens immer wieder kurze Blicke auf Emil. Wenn die Luft trotz dieses aufkommenden Giblis nicht „sauber" ist, dann wacht Emil. Er läßt sich nicht überraschen, er wittert jede kommende „Sauerei". Da höre ich ihn schon rufen: „Tommy! Tommy!" Ich sehe ihn laufen, bin aber schon selbst aus dem Wagen heraus und laufe in die entgegengesetzte Richtung. Emil hat mich das gelehrt: „Wenn Tiefflieger kommen, nichts wie weg vom Fahrzeug, jeder läuft in eine andere Richtung. Es kann doch nicht jeder immer ein kleines MG unterm Arm haben", fügte er hinzu. Der Tommy-Tiefflieger kam dicht über dem Dschebelrand von Westen her. Er flog in weitem Bogen unsern Wagen und die Fahrzeugtrümmer an, die er trotz der wehenden Sandschleier sehen mußte. Jeder von uns hatte sich hingeworfen und peilte zum Tommy rüber. Er zog tief über unseren Wagen hinweg, flog noch einmal einen großen Bogen, brauste dann mit dem Wind heran, der das Lärmen der Motoren noch bedrohlicher verstärkte. Wieder raste er tief über die Trümmer und unseren „Atelierwagen" hinweg und verschwand dann in der sandigen Diesigkeit, die über der Wüste lag. „Ei verflucht!" knurrte Emil, „det haute mal wieder hin. Ick gloobe, den sind wa los. Is man jut, det er seine Munition gespart hat. Wäre ooch schade um det schöne Bild.

Nazar Singh

Aber Herr Oberleutnant können ooch janz schön loofen." Na klar, ein Soldat, der zur rechten Zeit nicht läuft, ist noch ein junger Stift, der nicht weiß, was ihm passieren kann. Während ich weitermale, bereden wir weniger den Tommy als die Wüste und meinen: In Afrika kommt alles anders, als man es denkt. Während man vor Augenblicken noch geruhsamer Wüstenforscher war, läuft man im nächsten Augenblick um sein Leben. Als Einzelfahrer ist man mit Pistole und Karabiner gegen den Tiefflieger machtlos. In der tischflachen Wüste kann das Fahrzeug die einzige Deckung bieten, aber es ist für den Tiefflieger der größte Anziehungspunkt. Darum heißt es für den Einzelfahrer in Afrika beim Fliegerangriff immer: „Laufschritt, marsch, marsch!" Je weiter man sich vom Fahrzeug entfernt hinwerfen kann, um so besser ist es.

In den Stützpunkten imponieren die Tiefflieger weniger. Sie werden durch die schnelle Feuereröffnung der Flakbedienungen frühzeitig angekündigt. Dann springen die Schützen an die Maschinengewehre. Die Karabinerschützen werden dicht zusammengefaßt. Dem Tommy prasselt ein so dichtes Abwehrfeuer entgegen, daß er schnellstens abdreht.

Ich versuche die fast gegenstandslose Unendlichkeit zu malen. Emil steht neben mir. Ehe ich den gewählten Ausschnitt aufzeichne, meint er ungläubig: „Aber Herr Oberleutnant, det kann ja nuscht werden, det is ja nur flache Wüste!" Ich denke aber an seinen Landsmann, den Flaksoldaten, der mir als Einführung vor Wochen den guten Rat gegeben hatte: „Malen Sie unsere alte Mistwüste!" Und fast melancholisch hatte er hinzugefügt: „Det malt doch keener! Det kann man nicht mal photographieren!" Gerade weil diese zwei Märker so ungläubig sind, und weil diese Wüste das Gelände ist, das diesen zwei Jungs und all den tausend anderen „ihre" Wüste geworden ist, male ich diesen unansehnlichen Wüstenstrich. Ein Autowrack, zwei Landser, Telegraphenmasten und ferne Nachschubkolonnen beleben als Zeichen des Wüstenkrieges dieses Stück der Via Balbia. (Bildtafel „Endlose Via Balbia".)

Emil aus Eberswalde in der Mark schaut interessiert meiner Arbeit zu, bis er plötzlich sagt: „Det haut hin!" Ich habe mich selten über eine Anerkennung durch einen Zuschauer so gefreut wie über Emil, der mit seinem Ausspruch mir gesteht, daß die „Wüste", wie sie der Landser in den gemischten Gefühlen von Zugehörigkeit und Abscheu erlebt, trotz ihrer Trostlosigkeit gemalt werden kann.

Als ich meine Studie fertig habe, als eingepackt ist, Emil die Bremsen löst und anfährt, sagt er anerkennend: „Heute haben wir wat jeschafft!" Dies wird nach jedem Maltag seine abschließende Bemerkung. Er fühlt sich für das Gelingen der Arbeit mitverantwortlich.

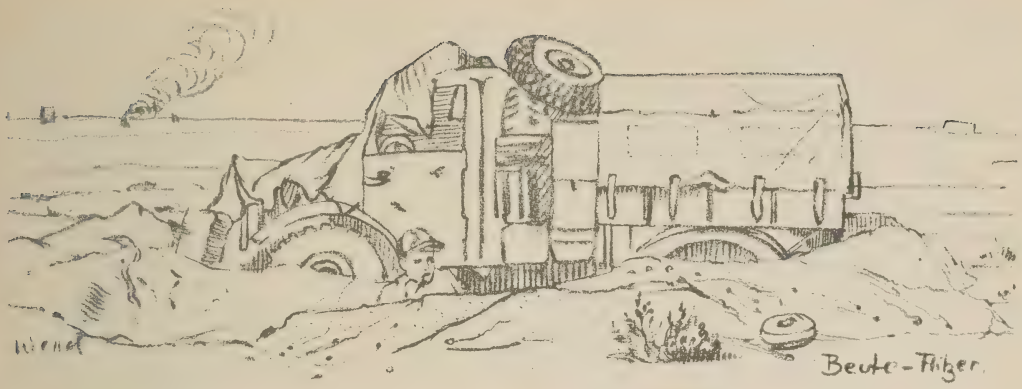
Diese selbstverständliche Arbeitskameradschaft: Er fährt, ich male — ist ein Ausdruck der Bindung zwischen Offizier und Mann, zwischen Berichter und Fahrer. Während ich nachmittags an der Studie des Ras Eleba male, gibt es plötzlich

zwischen Zelten und Löchern Bewegung. (Bildtafel „Stützpunkt".) Der Beobachter meldet im Niemandsland feindwärts die Staubwolken einer kleinen Fahrzeugkolonne. Sie hält auf unseren Stützpunkt zu. Die Geschützführer in der Pakstellung, die Gewehrführer der schweren Maschinengewehre geben Entfernungen durch. Keiner der Führer läßt die anfahrende Kolonne aus den Augen. Es herrscht weder Unruhe noch Nervosität. Eher scheint es, als sei jeder froh, daß „etwas los ist".
Emil hat mein Fernglas genommen und berichtet wie ein Rundfunksprecher: „Vier Fahrzeuge. — Kommen weiter auf uns zu. — Bestimmt nicht Tommy. — Vorne ein deutscher Kübel. — Dahinter ein 8-Rad-Panzerspähwagen mit Stock und Flagge. — Det kann nur Rommel sein!"
Wer so am hellen Tage vor der Nase des Engländers von Stützpunkt zu Stützpunkt fährt, wer so genau jede minenverseuchte Stelle umfährt, Haken schlagend nach links und rechts, wer in diesem Tempo, ohne sich zu verfranzen, die richtige Piste findet, das kann nur Rommel sein. Dies ist schnell dem ganzen Stützpunkt klar. „Aha, der O. B. ist wieder im Lande. Er hat sich beim Führer die neue Auszeichnung geholt. Mal kieken!" Alles springt in die Richtung des Hanges, den der starke Kübel spielend überwindet. Der Generaloberst, unser O. B., jagt, ohne zu halten, um die eingebauten Zelte, an die Fahrzeuge heran, schaut kurz in Deckungslöcher und in die Batteriestellung, dankt höflich unserem Gruß und verschwindet auf der anderen Seite wie ein Spuk mit langer Staubfahne im Niemandsland. Er erwartet nicht die Meldung des Stützpunktkommandanten, seine eigenen Augen sehen in kurzen Augenblicken das, was er wissen will. Vielleicht geht es ihm nur darum, seinen Soldaten auf den deutschen und italienischen Stützpunkten so nebenbei zu zeigen: „Jungs, ich bin wieder da. Seid auf Draht! Man muß immer auf Draht sein!" Emil

ist aus seiner Ruhe ganz aufgescheucht: „Det is echt Rommel. Geistert durch die Gegend, als ob es keinen Tommy gäbe. Schauen Sie! Der 8-Rad-Spähwagen muß außenrum fahren von wegen der vielen Löcher, die die Jungs hier gebuddelt haben. Aber Rommel haut ab! Kann er ja ooch, der ‚8-Rad' holt schon auf." Ich schaue dem Nachmittagsspuk so lange nach, bis alle Staubfahnen im Niemandsland gegen Norden verweht sind.

Mein PKW läuft vorzüglich auf der Via Balbia. Er hat einen stärkeren Motor bekommen. Leider war es nicht möglich, für den neuen Motor einen entsprechend leistungsfähigen Kühler zu organisieren. Daher kocht er wie ein Kaffeekessel, sobald wir auf schlechten Pisten oder durch die steinige Wüste fahren wollen. Hätten wir genug Wasser, würden wir uns sprungweise vorarbeiten und in den notwendigen Pausen neues Wasser auffüllen. Aber verflucht! wenn wir mal ausreißen müssen, weil englische Panzer uns ungepanzerte Wollrockträger aufspüren. Es ist besser, wir

leihen uns bei den Stützpunktkameraden einen Wagen oder lassen uns zur Arbeit fahren und wieder abholen.
An einem Nachmittag bringt uns ein Flitzer, ein kleiner englischer Beutelastwagen, an unsern Arbeitsplatz. Während der rumpelnden Fahrt beobachte ich zufällig den Sonnenstand. Die Marschkompaßzahl merkte ich mir dummerweise nicht. Bei einem steinigen Wadi, zwischen den Stützpunkten im Niemandsland, setzt uns der Wagen ab, und der Fahrer verspricht uns, vor Sonnenuntergang uns abzuholen.
Ich male das Wadi, dessen Hänge noch frühlingsgrün sind, und beobachte, wie mit der absinkenden Sonne die Wüste sich immer farbiger und dunkler tönt. Emil ist bei mir. Er liest eine wochenalte Heimatzeitung und legt ein intensives Karabinerreinigen ein. Nach dem Waffenreinigen pflegt der Soldat zu trinken. Nicht, weil er durstig wurde, nein, dies ist eine uralte Tageseinteilung. In den Kasernen der Heimat bringen die Kaffeeholer während des Waffenreinigens am Nachmittag den Kaffee. Zwar ist die Kaserne so weit, wie heute nachmittag hier der Krieg.
Emil trinkt bedächtig aus der Feldflasche. Der Kaffee oder der Tee ist ein Göttergetränk. Ehe er es herunterschluckt, spült er die Flüssigkeit im Munde hin und her. Diese Gelegenheit muß man auskosten. Mal rundet sich die linke, mal die rechte Backe stärker, oftmals bläht er sie gleichzeitig. Aber endlich haben Zunge und Gaumen genug Vergünstigungen genossen. Ein tiefes Aufatmen zeigt an, daß der Kaffee seinen vorher bestimmten Weg angetreten hat. Fast noch bedächtiger, als er trank, verschließt er umständlich die Flasche und legt sie mir zu Füßen. Dann macht er seine Erkundungsrundgänge. „Hier sind ooch schon ma Landser gewesen", ruft er mir zu und hebt alte, vergilbte Zigarettenschachteln hoch. „Und hier hat eener ma Post gehabt!" Er liest die Anschrift eines alten, angerissenen Briefumschlages. „Kenn ick nich", sagt er enttäuscht, als müßte er alle Jungs in Afrika kennen.
Taucht irgendwo südlicher die Staubfahne eines Fahrzeugs am Horizont auf, dann nimmt er als vorgeschobener Beobachter sein Glas. Wir wissen, daß diese nach rechts und links fahrenden Wagen englische Versorgungs- oder Kampffahrzeuge sind, die wie bei uns zwischen ihren Stützpunkten pendeln. Emil beobachtet sie mit den Worten: „Wenn sich nur keen Tommy nach uns verläuft und uns zukieken will." Emil wacht und beobachtet weiter.
Längst ist meine Studie gemalt. Die Decken, die Mappe und der Farbkasten sind verpackt. Wo nur unser Flitzer bleibt? Endlich, die Sonne hat bereits den Rand des nördlichen Dschebels erreicht, wirbelt eine Staubfahne auf. Wir winken. Wir steigen auf zertrümmerte Felsbrocken. Emil schießt die Kammer seines Karabiners leer.
Der Wagen fährt hin und her und vernebelt das ganze Gelände. Dann wendet er und verschwindet hinter dem Dschebelrand.
Die Dunkelheit fällt schnell. Wir warten vergeblich. Emil hat einen Riesenzorn. Er schimpft: „Wegen so'ne Dussels nach Kairo kommen, det hätt' uns noch gefehlt." Aber es hilft nichts, wir bleiben allein.



Die Wüste versinkt in gegenstandsloses Dunkel. Am westlichen Himmel kündet noch ein fahles Rot die Richtung des Sonnenunterganges. Wir haben schnell unsern Marschkompaß eingespielt. Aber nach welcher Zahl marschieren? Nach dem beobachteten Sonnenstand des Nachmittags und der Fahrtrichtung wählen wir eine Zahl, der wir vertrauen wollen und marschieren los. Wir sind gut 20 Kilometer vom Stützpunkt entfernt. Emil ist rührend in seiner Fürsorge. Er weiß, daß ich nach meiner Verwundung noch keinen größeren Weg gelaufen bin und daß ich mein linkes Bein schonen muß. Immer wieder wettert und flucht er über die Blindheit des Fahrers, der uns nicht gefunden hat. Er selbst, wiederholt er mehrfach ausdrücklich, sei in diesem „Affenlande" und dem „blöden" Sande noch keine 5 Kilometer hintereinander gelaufen. Ich lasse seiner Wut den notwendigen Auslauf.

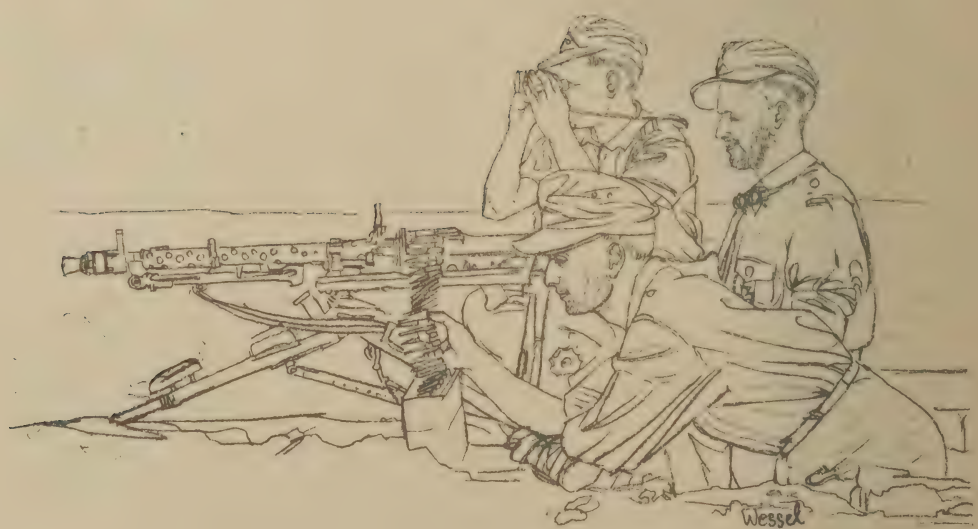
Inzwischen sind die Sterne leuchtend und klar geworden. Ich zeige Emil die schönen Sternbilder, die uns zum Stützpunkt führen können. Er ist ganz andächtig geworden und wiederholt die Namen der Sterne, die so voll von Fremdartigkeit sind und so unbeirrbar über der nächtlichen Weite ihre Bahn ziehen. Trotzdem beachten wir genau die Richtung unseres Marschzeigers.

Zum zweiten Male kreuzen wir bereits eine lose Steinreihe, die uns stutzig macht. Ich gehe weiter. Emil zaudert, bückt sich und tastet mißtrauisch den Boden ab. Nach fünfzig Meter stoße ich wieder auf eine Steinreihe. Ich rufe dies Emil zu. Er vermutet eine alte italienische Minensperre. „Jetzt aber nur kehrt marsch, Herr Oberleutnant. Ich sage ja, die legen so lange wat in die Erde, bis wir hier hochgehn." Wir tasten uns vorsichtig aus dem Minenfeld und umgehen es. Emil ist schwer pessimistisch geworden und erwartet schießende Posten oder englische Spähtrupps. Wir horchen in die nächtliche Stille. Zwischendurch landen wir stolpernd in alten verlassenen deutschen, italienischen oder englischen Stellungen. Emil flucht noch immer: „Wat die ooch hier mitten in der Wüste immer zu buddeln hab'n."

Nach weiterem Straucheln und Marschieren hören wir ein Fahrzeug, das auf uns zuhält. Es muß ein LKW sein. Wir nehmen volle Deckung und warten. Langsam fährt, völlig abgeblendet, ein englischer LKW auf uns zu, aber wir erkennen deutsche Besatzung. Der Beifahrer ist unendlich mißtrauisch, als ich den Wagen anhalte. Er sucht einen anderen Stützpunkt als den, welchen wir suchen. Aber er kann uns einweisen, da er in unserer Marschrichtung, etwa 5 Kilometer entfernt, Panzer in einem Wadi gesehen hat. Ich warne den Fahrer vor dem Minenfeld, dessen Lage der Besatzung nur undeutlich bekannt ist. Dann trennen wir uns.

Als spät der abnehmende Mond aufgeht, ruft uns ein Posten unseres Stützpunktes an. Die Kameraden haben uns nicht mehr erwartet. Emil hält dem Fahrer des Flitzers, der uns verfehlte, eine große Rede über die Orientierung in der Wüste. Er ist ganz stolz.

Heldentaten sind an diesem Nachmittag oder in der Nacht nicht geleistet worden. Aber ein Fahrer ist 20 Kilometer durch die Wüste gelaufen, dies noch bei Nacht. Das ist für einen Fahrer eine Seltenheit. Der ganze Stützpunkt spricht von dem Fußmarsch in der Wüste in einem Gemisch von Anerkennung und Hohn.



Bildberichter Moosmüller
Afrika
22.4.1942

IN DEN STÜTZPUNKTEN

Wer noch nicht das Warten kennt, der lernt es in den Stützpunkten. Man wartet in der Tageshitze auf den Abend, in der frostkalten Nacht auf den Tag. Man wartet auf Feindberührung, auf Post, auf etwas Trinkbares oder auf die Heimkehr des Spähtrupps. Die Sonne geht jeden Morgen in leichten Wolkenschleiern auf, um tagsüber erbarmungslos auf Schützen und Deckungslöcher zu brennen, ohne daß ein Wölkchen Schatten gibt. Hose, Hemd und Mütze verwachsen fast mit dem Körper. Aus den braungebrannten Gesichtern mit den versandeten Stoppelbärten leuchten die überwachen Augen.
Zum Sand, der von dem ewigen Wind in alle Öffnungen geblasen wird, gesellen sich Schwärme von unzähligen Fliegen. Während ich auf den Deckungen des Stützpunktes ohne Windschutz male, verstopfe ich mir mit Papier die Ohren, weil mir Wind und Sand fast unerträglich sind. Aber am unangenehmsten werden die Fliegen, die mit Vorliebe in den Augen- und Mundwinkeln, ja sogar in den Nasenlöchern kribbeln. Dazu arbeite ich ohne Sonnenschutzbrille. Die Augen schmerzen vor Lichtfülle. Ich muß oft die Arbeit unterbrechen, weil die Augen zu schnell ermüden.

Es ist Vor-Giblitag, der Himmel blaßblau, die Wüste zartfarbig. Der steile, steinige Dschebelhang ist selbst für Kettenfahrzeuge ungangbar. Aus einer kleinen Schlucht führt mit sehr großer Steigung eine steinige Piste. Von meiner Höhe sehe ich auf ein reiches Pistennetz der Wüstenfläche herab (Bildtafel „Pistennetz"), die alle ziemlich planlos erscheinen. Sie verbinden die wechselnden Artilleriestellungen, die Schützensicherungen und Stäbe. Trotz ihrer Fülle werden sie nicht markiert. Jeder kann sich auch nach Lust und Laune eine neue Piste erfahren. Wenn in ihrer Mitte der Staub so tief liegt, daß er wie eine Bugwelle das Fahrzeug überspritzt, fährt man eben am Rande. Nach kurzer Zeit ist dann die Piste mehrere hundert Meter breit. Wer ohne Instinkt oder genügende Erfahrungen sich den Pisten anvertraut, landet beim Tommy. Das gleichbleibende Gesicht der Wüste gibt keine Hilfsziele. Kartenbezeichnungen, wie Temrad, Chau alat oder Segnali, helfen meist sehr wenig, da weder Hütte noch Ortsschild den Platz bezeichnen. Zur Erleichterung der Orientierung wurden oft mehrere Benzinfässer gestapelt, die auf Kilometer sichtbar sind. Ich sehe von meinem Standpunkt drei solche Fässer an verschiedenen Stellen und

weiß immer noch nicht, ob ich am Ziel bin. Frage ich bei einem Stabe nach der Lage eines Stützpunktes, dann heißt es: „Fahren Sie von hier 8 Kilometer mit Marschzahl 22, dann erreichen Sie ein Wadi mit einer Piste, von dort etwa 3 Kilometer südlich finden Sie die LKWs einer Kompanie, die Sie dann weiter einweisen wird." Im Rütteln der Fahrzeuge, durch Unaufmerksamkeit oder Mangel an Übung findet man oft nicht die bezeichnete Richtung. Man erreicht ein falsches Wadi, fährt 3 Kilometer nach Süden und noch zehn dazu, sieht in der Ferne eine LKW-Kolonne, fährt auf sie zu und merkt dann irgendwie, daß es eine Feindkolonne ist — macht kehrt, findet ein neues Wadi mit Piste, fährt 13 Kilometer nordwärts, landet bei italienischen Einheiten, die mit großartiger Handbewegung das Ziel andeuten. Oft fährt man am Tage 80 bis 100 Kilometer ohne Erfolg und ist froh, nach langem Umweg durch Zufall den Stützpunkt am Abend zu finden. Es kann nicht jeder ein Rommel sein, der für die Wüste einen sechsten Sinn hat.

Der Tommy greift einen unserer Stützpunkte an. Er setzt zehn der schweren Panzer Mark II an, dazu Infanterie und Pioniere. Das Gelände ist leicht hügelig. Vor dem entscheidenden Panzerangriff sammeln sie sich in einer Mulde. Ihr Angriff wird durch ihr zeitiges, aber zu kurz liegendes Artilleriefeuer angekündigt. In unserem Stützpunkt laufen die Gegenmaßnahmen sofort an. Unsere Geschütze belegen den Angriffsraum mit schwerstem Störungsfeuer, unter dessen Schutz die Panzerkompanie eines schneidigen, jetzt mit dem Ritterkreuz ausgezeichneten Oberleutnants die Mulde erreicht, in der sich die Mark II bereitstellen. Nach knapp zweistündigem Feuerkampf brennen sieben der schweren englischen Panzer, noch am Abend stehen ihre Rauchwolken am Horizont. (Bildtafel „Stützpunktgelände".) Unsere Panzergrenadiere haben inzwischen das Vorgelände ihres Stützpunktes gesäubert und zwischen Gefallenen und Verwundeten eine beträchtliche Anzahl von Gefangenen aufgestöbert. Es sind zum größten Teil Südafrikaner, die sich den Angriff erfolgreicher vorgestellt haben. Sie sind von unserer Gegenwehr noch sehr verdutzt und von der Härte des Kampfes schwer mitgenommen. Inzwischen tastet das englische Artilleriefeuer das Kampfgelände ab. Unsere Grenadiere liegen in ihren Deckungslöchern und lassen sich den Genuß der zusätzlichen Trinkrationen nicht nehmen. Der Engländer ist so nervös, daß er mittags einzelne Schützen im Gelände mit Salven belegt. Sogar am Abend schießt er noch aus allen Rohren und pflanzt schnell wechselnde Rauchpilze in die goldig schimmernde Wüste, als wir die abgeschossenen Panzer untersuchen und zeichnen wollen. Im Schutze der Dunkelheit geht ein Zug Panzer vor und sprengt die angeschossenen Feindpanzer zur völligen Unbrauchbarkeit.
Der Angriff der Tommys ist fast ohne Verluste abgeschlagen worden. In den Stützpunkten geht das eintönige Leben des Wartens weiter. Die Sonne brennt erbarmungslos auf unsere niedrigen Zelte und Erdlöcher. Ich bin auf dem Stützpunkt eines Panzergrenadierregiments, das seine Zelte und Fahrzeuge in flachen Wadis auf-

gestellt hat. Auf den Hügeln sitzen die MG-Posten. Waffe und Grenadier zeichnen sich aus weiter Entfernung fein ziseliert klar gegen den hellen Himmel ab. (Bildtafel „Kompaniegefechtsstand".)

Die Unterhaltung ist träge, das Brot bröckelt vor Trockenheit auseinander, je eine Gruppe hat eine Dose Butter bekommen, die in den Kochgeschirrdeckel wie dünner Honig fließt. „Man müßte Klavier spielen können", heißt es seit Tagen, „denn wer Klavier spielt, hat Glück bei den Frau'n!" Das ist die neue stehende Redewendung der Jungen geworden. Am Radio hatte ein Kamerad einen neuen Schlager gehört. Er hat ihn nicht vergessen, sondern hat ihn als ein neues Schlagwort mitgebracht, das in die Stille des Dösens und Wartens geworfen wird. Warum sollen die

Grenadiere sich nicht ein Klavier wünschen? Ob ein Klavierspieler unter ihnen ist oder nicht, das ist ganz gleichgültig. „Man müßte eben ein Klavier haben!" — Die neue Masche.
War die fixe Idee eines Klaviers in der Wüste eine Vorahnung? An einem der nächsten Tage wird beim Morgenappell der Kompanie vom Hauptfeldwebel eine Varietévorstellung mit Überraschungen angekündigt. — „Was brauchen wir ‚Kraft durch Freude'?", meinte der Varietédirektor bei seinem ersten Auftreten. „Wir haben unsere eigenen Kräfte. Die dritte Kompanie unserer Aufklärungsabteilung bringt aus eigenen Mitteln ein Skala-Programm." „Skala-Programm?" grienen die Landser. „Und habt ihr auch . . .?" Dabei deuten sie mit ihren Händen unmännliche Formen über ihren verschwitzten Hemden und Hosen an. „Abwarten!"
Programme werden verteilt, der Bühnenvorhang geht hoch. Die Bühne besteht aus zwei nebeneinandergestellten LKWs. Zwei Stunden lang rollt in einem Wadi der vordersten Linie ein Skala-Programm ab. Marello, Italien, Meister der Mimik. Ramona, die leichtbekleidete Schleiertänzerin. Die Hiller-Girls aus Berlin, die Kapelle Wilk, Deutschland. La Argentina und ein ungarisches Tanzpaar.
Die Grenadiere an dem Flieger-MG und die Sicherungen in den Pakstellungen hören Singen und Musik. Sie haben Wache. Die anderen Soldaten des Stützpunktes vergessen zwei Stunden lang durch die Kameraden einer Aufklärungskompanie die Wüste und den Tommy. Abends werden die Wachmannschaften fertiggemacht: „Ganz groß, sage ich dir! Ganz groß! Die Ramona und die Argentina! Solche Augen, sage ich dir! Ganz lange Haare und ein Schleiertanz, da war alles dran. — Und weißt du, was die letzte Programmnummer war? Mensch, stell dir vor, ein Hemdhöschen!"
Die Stützpunktmänner besprechen noch am nächsten Morgen das Programm. Indessen sind Ramona, die Hiller-Girls und Marello, der Meister der Mimik, in ihren Panzerspähwagen als Fahrer oder Funker wieder auf Feindfahrt in der Einöde bei Segnali.

Die Spielschar der Aufklärungsabteilung konnte nicht auf allen Stützpunkten ihre Vorstellungen geben. Der Stützpunkt 137 eines anderen Panzergrenadierbataillons war so flach wie ein Tisch. Größere Ansammlungen von Fahrzeugen oder Mannschaften waren verboten. Tag für Tag bot sich das gleiche Bild: ein eingebuddeltes Zelt, vom ewigen Wind gebläht, Konservendosen, Fliegen, ein Flieger-MG und der Spatengänger, dem der Spaten die heimische Wasserspülung ersetzen muß. Ringsherum die endlose Fläche, deren Ränder mittags in der Hitze zittern. (Bildtafel „In der flachen Wüste".)
In dieser Deckungslosigkeit gegen Sonne und Feindsicht verlor man bald das Zeitmaß. Die Batterie des Radioapparates war leer. Schon seit Tagen hörten wir keinen Wehrmachtbericht. Wir lebten nur in dem winzigen Abschnitt unseres großen Ein-

satzgebietes und waren wie auf einer Insel. Alle Umwelt, die wir nicht sahen oder hörten, schien verloren. Die Enge unseres Zeltes übertrug sich auf unser Denken. Für alle Soldaten gibt es diese Engen: Hier in Afrika, in Rußland oder in Norwegen. Die häufigen Stellungswechsel aber hatten uns gelehrt, daß man am besten tut, sich auf den kleinen Raum der militärischen Einheit zu beschränken, weder zu warten noch sich zu sehnen. Hier war ein Raum zu erkunden und zu sichern. Hier galt es, alle nur mögliche Bequemlichkeit auszunutzen: Heute war es der Raum unterm Fliegennetz im Zelt, morgen der Platz im Fahrzeug, übermorgen die Enge im Sandloch. Um uns aber blieb immer die Weite der Wüste, in der jeder für sich der Mittelpunkt blieb.

Dennoch erlebte jeder alle Not und Freude der anderen Kameraden. Man hatte Anteil am Tabak, am Witz, am Waschwasser und am Trinkbecher. Man gab selbst gern, was man hatte, und nahm bescheiden, was geboten wurde, weil alles in kleinen Portionen bescheiden bleiben mußte. Das Foto von Frau und Kind des Kameraden wurde genau betrachtet, weil Frauen und Kinder für die Männer in der Wüste nur im Bild leben. Ein armseliges Stück Papier wurde bewertet, zu welchen Zwecken es verwendbar sein könnte. Jeder erwartete die Post wie ganz arme Leute den Wundermann in Gestalt des Geldbriefträgers. Brachte die Post nichts, horchte man bei Kameraden, was es Neues gab. Erhielt jemand ein Foto, dann ging es von Hand zu Hand.

All dieses hatte etwas von einer neuerlebten Andacht. Sogar das Briefschreiben wurde besonders schön, weil man dann selbst wieder lesen konnte, was man geschrieben hatte.
So kehrte man aus der Weite der Wüste immer zu sich selbst zurück. Wer sich selbst etwas vormachen konnte, der tat gut daran. Die Zeit verging, man achtete sie gering. Eine gütige Macht schuf die Eigenschaft, welche die Soldaten die Sturheit nennen. Das Gehorchen wurde zur Selbstverständlichkeit.

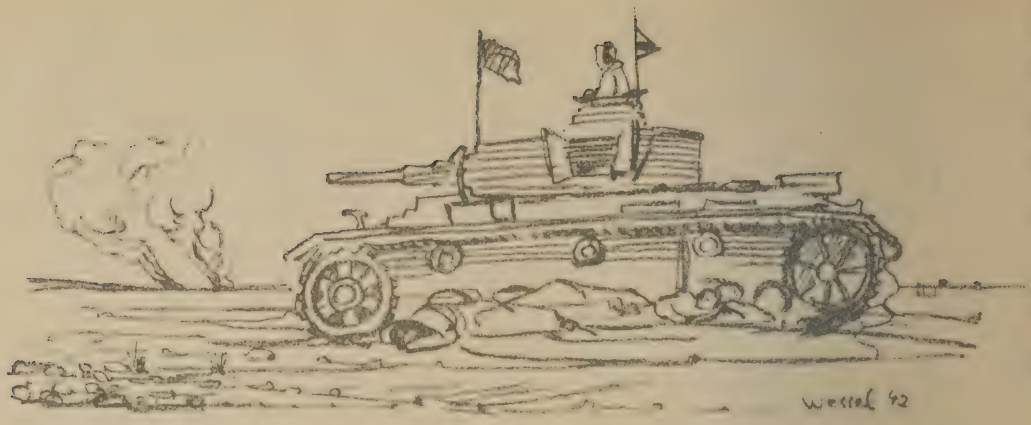
ZWISCHEN DEN PANZERN

Ob Vormarsch, ob Rückzug, ob Spähtrupptätigkeit — wir leben immer in einem schmalen Gefechtsstreifen und wissen nur das, was wir sehen. Der Umfang unseres Gesichtskreises umfängt oft nur die Enge eines Sandloches und ein Stückchen blauen Himmels. Manchmal setzt uns der Gegner so hart zu, daß wir ihm ausweichen müssen. Um so froher sind wir dann später, wenn wir erfahren, daß unsere Ausweichbewegung eine Umfassung des Gegners durch Nachbartruppenteile einleitete. Wir schmunzeln dann verschmitzt, als hätten wir alles gewußt, und meinen: „Na, ohne uns kein Erfolg!"

Die Lage im Wüstenkrieg verändert sich oft blitzschnell. Im Kleinen wie im Großen. Man kann die Bewegungen der Kampfgruppen in der Wüste nach Norden oder Süden, vor oder zurück, am Tage oder in der Nacht nur mit den Operationen großer Kriegsschiffsverbände auf dem Meere vergleichen.

An einem Mittag rasten wir zwischen den Panzern in der Wüste, weit ab von der Küste und der Via Balbia. Am Horizont sind zwei niedere Erdaufwürfe, ein verlassener arabischer Brunnen. Links davon ein riesenhaftes weißes Zelt, das die Engländer als durchsichtige Halle aus Moskito-Netz-Stoff zu Tarnzwecken gebaut haben. Quer durch unsere Aufstellung läuft eine „Telegraphen-Piste". Für die weite Wüstenfläche ist dies eine enorme Häufung von Dingen, welche dieses Schlachtfeld eindeutig bestimmen. (Bildtafel „Panzerschlacht".) Keiner von uns wird das englische Tarnnetz und diese Telegraphen-Piste je vergessen.

Die Fahrzeuge sind weit auseinandergezogen. Beim Wagen des Divisionskommandeurs ist Befehlsausgabe. Generalmajor v. B. sitzt in seinem Kübel und spricht mit dem einarmigen Kommandeur seines bewährten Panzerregiments den Angriffsbefehl durch. Mit seiner Zigarette, die er quer auf den Rand seines Kübels legt, deutet er die Angriffsordnung der Panzer an. Um uns herum schlagen Panzervollgeschosse ein. Englische Granaten tasten das Feld ab. Die Division ist seit den frühen Morgenstunden in harten Kämpfen. Der Divisionsstab liegt mit in vorderster Linie. Es gibt während dieser Wüstenschlacht kein Vorn und Hinten. Nach planmäßiger Versorgungsrast rollt der Angriff weiter. Mit meinem Kameraden bin ich auf dem linken Flügel bei einem Panzergrenadierbataillon. Trotz der dichten Feuerschläge und der zahllosen Rauchbäume, die aus der Wüste zwischen unseren Fahrzeugen



wachsen, halten die Panzergrenadiere nach rechts zu den Panzern Anschluß. Es ist, als dirigiere eine Riesenfaust alle Fahrzeuge an unsichtbaren Fäden. Das weite Feld wendet sich mal halblinks, dann wieder halbrechts, mit kleinen Richtungsänderungen dem Feuer ausweichend. Wir ducken uns in unserem Wagen unwillkürlich und warten. Entweder: Es geht gut, oder es geht schlecht.

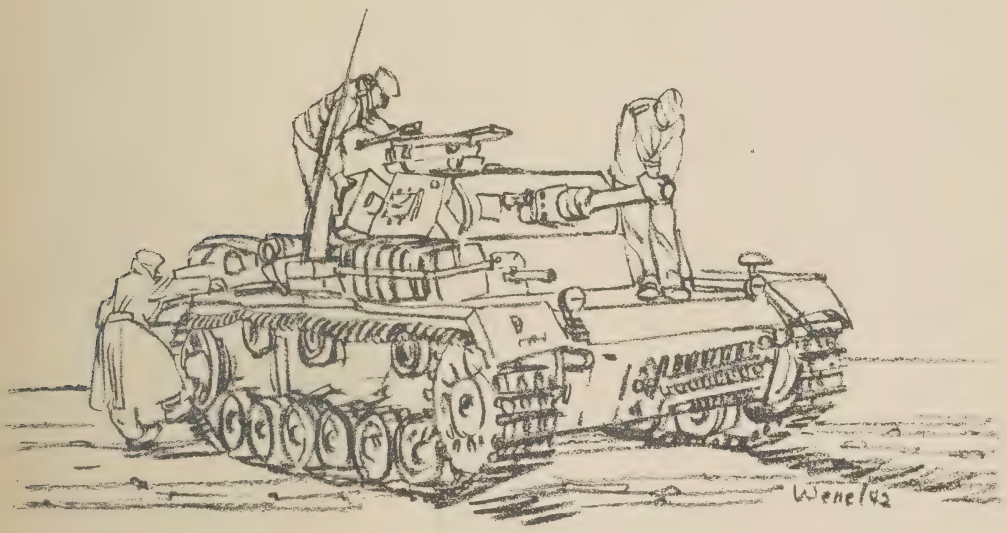
Da rollt von links ein englischer Gegenangriff schneller, wendiger Panzer an, der uns den Weg nach Norden und damit die Fühlung mit den Panzern versperrt. Es entsteht ein eigenartiges Bild: Die Riesenfläche ist unübersehbar von Lastkraftwagen wie betupft. Das ist die Masse der Versorgungsfahrzeuge der Divisionen des Deutschen Afrikakorps. Die Pakgeschütze des Panzergrenadierbataillons wehren an der Peripherie des Fahrzeugpulkes die feindlichen Panzerangriffe ab. Es ist ein heißer Sommertag, und es knallt von allen Seiten. Die englische Artillerie schießt Lage auf Lage in den Pulk. Der Schaden ist unbedeutend. Die LKW entziehen sich dem Feuer durch leichtes Schwenken nach allen Seiten und erhalten durch diese passive Abwehrmaßnahme die kostbare Munition und den unersetzlichen Betriebsstoff für unsere Panzer.

Die Panzer sind von ihrem Nachschub vorerst abgeschnitten. Wir versuchen immer wieder nach Norden durchzustoßen und werden wieder zurückgeschlagen. Mein Kamerad und ich haben unfaßbares Glück. Unsere Wagen erhalten keine Treffer, wir selbst sind noch unverletzt, obwohl wir bei den Durchbruchsversuchen von den Leuchtspurfäden der Panzerkanonen und den Garben der Maschinengewehre eng umfaßt werden.

Die Lage erscheint uns ausgesprochen ungemütlich. Ein Flakgeschütz, das sich unserem Durchbruchsversuch anschloß, hat noch neun Granaten. Wir suchen den Horizont nach irgendeiner Kampfgruppe ab, die uns entlasten könnte. Der Tommy

Nachdem
Angriff
Wilh. Wessel

ist seines Erfolges bereits sicher. Er stößt immer wieder mit wenigen schnellen Panzern in unseren Pulk hinein. Aber unsere Bedienungen an den panzerbrechenden Waffen wehren solche Teilangriffe immer wieder ab.
Am Abend sehen wir plötzlich den Oberbefehlshaber. Rommel steht mit seinem Stabschef auf einer kleinen Anhöhe. Vielleicht zählt er die Feuersäulen brennender Fahrzeuge. Wahrscheinlich hat er aber wichtigere Fragen zu überlegen. Ich berichte auf Befehl von dem englischen Panzervorstoß, der uns wenige Minuten vorher in seine Nähe verschlagen hat. „Das kommt morgen schon in Ordnung!" Damit ist jede weitere Erörterung für ihn abgeschlossen. — Wir fühlen uns geborgen.



Am nächsten Tage ist eine italienische Panzerdivision links von uns zum Angriff übergegangen. Rommel braust zwischen Freund- und Feindteilen hin und her, überall eingreifend. Als er von einer seiner schnellen Erkundungen längs eines Minenfeldes zurückfährt, wird er von deutschen vorgeschobenen Sicherungen beschossen. Wie kann der Geschützführer auch wissen, daß sein Oberbefehlshaber weit vor den Stellungen herumgeistert? Sie haben Glück, der Geschützführer und der Oberbefehlshaber. „Sperrt die Augen auf!", damit ist der Zwischenfall erledigt. Die Landser sagen nur: „Junge, Junge!"
Am Vormittag des dritten Tages ist noch immer keine Verbindung zwischen den Kampf- und Versorgungsfahrzeugen. Den Panzern droht empfindlicher Munitions- und Brennstoffmangel.

Rommel greift wieder persönlich ein. Er erkundet selbst. Pioniere bahnen unter seiner Leitung eine Minengasse. Dann führt er selbst am hellen Tage durch sorgfältig erkundetes Gelände die Munitions- und Betriebsstoffwagen zu den Divisionen. Es sind mehr als 1000 Fahrzeuge!

So ist es immer. Droht eine Sache schiefzugehen, ist Rommel da. Stockt der Angriff, verzögern sich Umgehung oder Versorgung, Rommel hilft selbst. Sein Stab ist schon kein Armeestab mehr, sondern eher eine Kampfgruppe. Rommel führt oft mit seinem Wagen seinen eigenen Krieg und kreuzt allein durch minenverseuchte feindunsichere Wüste. Er taucht bei den Kampfgruppen auf, zu denen keine Verbindung mehr war. Er wechselt zwischen deutschen und italienischen Einheiten. Manchmal ist es nur ein „Sichsehenlassen" und ein „Wiederverschwinden".

Ein Kamerad berichtet: „Taucht Rommel plötzlich beim Divisionsgefechtsstand auf. Ruft von seinem Wagen, der kaum gehalten hat, dem I a zu: ‚Im Norden englische Panzerbrigade in Bereitstellung zum Angriff. Im Süden englischer gemischter Verband in Anmarsch. Sorgen Sie, daß Sie mit den Ersten fertig sind, ehe die Zweiten kommen!' — So ähnlich sagte er es, grüßte und brauste wieder ab ins Niemandsland."

Das ist unser Oberbefehlshaber! Ob er im Fieselerstorch, im Kübel oder in seinem gepanzerten Befehlswagen kommt, immer bleiben lange Erörterungen überflüssig. Er kennt seine Kommandeure, und sie verstehen ihn. Aus seiner Andeutung entsteht der richtige Befehl, der ausgeführt wird. So lebt das Bild unseres Oberbefehlshabers im Herzen unserer Männer. Sie sehen ihn kommen und wieder fahren. Immer soldatisch und straff, nie müde oder unentschlossen. Die Stunden sorgfältiger

Beratung und Planung erleben nur ganz wenige seiner Umgebung. Wenn Rommel vor der Front oder mit den Einheiten fährt, die einen Angriff vortragen, dann erscheint er nur als Truppenführer, der entschlossen zupackt, als ein Führer, der Instinkt hat und Erfolg. Das ist das Bild, das unsere Männer von dem Soldaten und dem großen Feldherrn haben. Das ist das Bild, das sie kennen und das sie begeistert. Sein Glück ist bei allen Angehörigen des Afrikakorps sprichwörtlich. Wer kühn ist, den lieben die Götter. Selbst der Tommy scheint manchmal vom Glauben an das Glück Rommels gebannt zu sein.

In den Raum der Versorgungsfahrzeuge sind die Kampfgruppen einer zunächst ostwärts kämpfenden Division gerückt. Sie ist vorzüglich mit panzerbrechenden Waffen ausgerüstet und hat schon schwere Kampftage bestanden. Sie igelt an einem Minenfeld.

Englische Panzerverbände und massierte Tiefflliegerangriffe drücken uns in ihre Löcher. Die Aufklärung meldet aus dem Süden den Anmarsch weiterer englischer Kampfgruppen. Mögen sie kommen! Jenseits der Minenfelder kesseln deutsche und italienische Verbände eine große englische Kampfgruppe ein. Spät am Abend er-

hält die Panzerdivision vom O. B. den Auftrag, sich vom Feind durch eine Minengasse zu lösen und einen Keil in den englischen Kessel jenseits der Minensperre zu treiben. Also hier ausweichen, um dort zu vernichten. Die Pioniere bahnen bei der Dunkelheit in größter Eile Gassen durch das Minenfeld. Sperrverbände bleiben am Feind. Die restlichen Teile der Division sammeln sich in Reihen strahlenartig an den zwei Eingängen der Minengassen.

Stundenlanges Warten. Mitternacht ist längst vorüber. Tausende Fahrzeuge stehen wie lange Würmer dicht aufgereiht und warten.

Der Tommy scheint etwas zu merken. Er schießt Leuchtkugeln. Die englischen Batterien kennen hier alle Schußweiten. „Wird die schmale Minenschleuse vor Tagesbeginn fertig?"

Von Zeit zu Zeit gehen im Minenfeld, in dem die Spitze langsam weiterfährt, Minen hoch. Ist das englische Artillerie? Liegen dort oben vielleicht Minen mit Fernzündung? Nur ruhig bleiben! Wer raucht, verdeckt mit der Hand oder dem Mantel sorgfältig die Zigarette. Langsam rollt ein Fahrzeug nach dem andern in die Gasse, sorgfältig Spur fahrend. Die langen Würmer anderer Kolonnen stehen noch wartend. Wie unendlich langsam geht das zu!

Ich gehe an den anfahrenden und wieder haltenden Fahrzeugen vorbei nach vorn. Drei bis vier Kilometer sind die ersten Teile der Division in die fürchterliche Enge der Minengasse eingerückt. An der Spitze der Division helfen der Divisionskommandeur und der Rittmeister v. H. mit Pionieroffizieren und Mannschaften, die Minengasse schneller weiterzutreiben. Fahrzeuge, die selbständig eine neue Gasse suchen, fahren auf Minen. Einige Wagen brennen bereits in der frühen Morgendämmerung. Wir haben alle das Gefühl, Mäuse in der Falle zu sein. Um uns herum Minen, bei Helligkeit über uns die Tiefflieger, der Artilleriebeschuß, und im Rücken die englischen Panzerwagen.

Wenn das nur gut geht! Um 6 Uhr wird es hell, die Sicht ist frei. Die englischen Artilleriebeobachter müssen die lange Kette unserer Wagen einwandfrei einsehen. Kurz nach 6 Uhr überfliegen uns 7 englische Jäger in großer Höhe. Der Divisionskommandeur und wir alle folgen ihnen mit den Blicken. Die Abwehrwaffen sind frei gemacht. Unsere Augen hängen gebannt an den Jagdflugzeugen. Sie aber fliegen stur weiter, als existierten wir nicht. Wir schauen uns wortlos an.

Endlich ist die Minengasse sogar mit mehreren Ausgängen frei. Die Riesenschlange der Fahrzeuge fährt und fährt. Weit über die minenverseuchte Wüste ziehen sich die Staubwolken wie große Vernebelungen. Dann wird auch der Tommy lebendig. Er schießt und schießt. Seine Lagen sitzen gut beisammen, aber er legt sie zu weit. Er schießt sein Sperrfeuer in den Raum der Ausgänge des Minenfeldes. Es bleibt ein Wunder, er trifft nicht ein einziges Fahrzeug. Ich liege mit dem Bildberichter M. in einem engen Sandloch am Ausgang der Minengasse. Die Granatsplitter jaulen dicht und flach über unserm Deckungsloch. Wir können kaum die Nase heben, um

unsere Fahrzeuge, die in der langen Folge sein müssen, zu erkennen. Wir warten, bis der letzte Wagen des Sperrverbandes vorüber ist und die Gasse wieder vermint wird. Unseren Wagen haben wir nicht gesehen. Aber wir sind Zeugen geworden, daß nicht eines der Fahrzeuge in dem Sperrfeuer beschädigt wurde.

Warum schoß der Tommy nicht auf die Fahrzeugschlange im Minenfeld? Warum schickte er nicht 10, 20, 30 Tiefflieger? — Heute früh hatte er seine große Chance. Warum nutzte er sie nicht aus?

Das Glück ist bei der deutschen Division, ist bei Rommel. Diese gefährdete deutsche Division vernichtete den Tommy im Kessel jenseits der Minensperre. Sie machte Tausende von Gefangenen. Sie jagte als erste Division in überholender Verfolgung hinter dem weichenden Gegner her. Ihr voran immer die kühne Abteilung des Rittmeisters v. H.

Ich sitze mit dem Bildberichter M. in einem kreisrunden Loch, das früher eine englische MG-Stellung war. Wir haben sie uns vertieft. Wenn die Tiefflieger über diese tellerflache, deckungslose Wüste jagen, wenn ihre Feuerstöße hacken und die Geschosse den Sand hochwirbeln, dann liegen wir hier auf dem Rücken und peilen nach schrägoben, um dem Anflug der Hurricane-Maschinen im Loch durch Seitenwechsel ausweichen zu können. Ohne die notwendigen Abwehrwaffen fühlen wir uns in unserem Loche gegen diese Tiefflieger hilflos. Gegen durchbrechende Panzer haben wir uns flache Minen zur Verteidigung auf unsere Deckung gelegt. Wir beneiden die Jungs an den Flakgeschützen und MG. Sie können schießen, schießen.

Unsere eigene Luftwaffe fliegt in den letzten Tagen fast ununterbrochen Einsätze. Am Morgen wurde ein englischer Jäger dicht über unserer Stellung abgeschossen. Alles jubelte.

Jetzt hocken wir wieder im kreisrunden Loch. Wir versuchen, uns mit einer Zeltbahn gegen die Sonne und den Flugsand zu schützen. Seit Tagen sind wir ungewaschen, unrasiert. Die Division hat sogar das Zähneputzen verboten. Wie wäre es mit einem flüssigen Aquarell? Wenn wir lächeln, kleben die Lippen an den rostbraunen Zähnen, die der Gibli uns verklebt hat. Die Lippen sind geplatzt und geschwollen. Der Gaumen fühlt sich wie Leder an. Unser Gesicht und unsere Hände sind bedeckt mit Borken von Staub und Dreck: Bester Sonnenschutz! Die Falten unserer Hosen und Hemden sind fest und spitz wie geleimtes Leinen. Wir sehen alle aus wie uralte Erdmänner.

Die Sonne steht fast senkrecht über unserem Loch. Es herrscht Backofenhitze. Der ewige Wind bringt keine Kühlung, sondern nur Sand, der in alle Ritzen dringt. Der Wind wächst an zum Sandsturm und verfinstert mit seinen roten, erdigen Wolken die Sonne. (Bildtafel „Im Sandsturm".) Wir halten die Ohren zu und suchen Schutz unter unseren Zeltbahnen. Stundenlang, stundenlang. Der Schlachtlärm ist verstummt. Der Gibli bannt Freund und Feind.

Was soll man der Heimat von Tagen der Sandstürme erzählen? Sie hat keine Maßstäbe, um zu vergleichen oder nachzuempfinden. Der Gibli ist eine Angelegenheit, die jeder mit sich selbst abmachen muß. Freund und Feind. Die tiefsten Erlebnisse bleiben in uns geborgen. Sie gehen nur uns an. Wir können nur vom Ablauf der äußeren Dinge erzählen, die alle erlebten, die mit uns draußen waren.

Am Nachmittag sitze ich im Loch und skizziere etwas. Die Front ist noch immer allseitig, obwohl wir Tausende von Inselbriten westlich von uns eingekesselt haben. Bis zum Horizont ist das Land von den Rauchwolken brennender englischer Panzer erfüllt. Seitlich flackert das stoßende Abwehrfeuer unserer Flak auf. Es wächst an, es kommt näher. Die MG-Bedienungen rechts von uns schießen. Jetzt wird es Zeit, nach der Flugrichtung des Tiefffliegers zu peilen. Er rast, hämmernde Feuerstöße abgebend, auf unser Loch zu.

Da übertönt die Abwehr- und Bordwaffen ein Laut, der aus einer anderen Welt dringt, aus der Welt des Friedens und Frühlings in der blumenreichen Heimat. Eine Lerche singt sich dicht über meinem Loche — unbekümmert vom Pfeifen und Jaulen der Geschosse — aufwärts in den Himmel. In mir steigt eine warme Welle von Hoffnung und Geborgenheit. Ich höre den Lärm der Waffen, aber ich horche dem Sang der Lerche: Das Leben ist stärker als der Krieg.

Nach erbitterten Kämpfen haben wir einen großen englischen Kessel zerschlagen und große Versorgungslager des Feindes erbeutet. Mit einem Schlage sind wir reich geworden: Konservenbüchsen mit Kartoffeln, mit Fleisch, mit Birnen aus Südafrika, Ananas aus Kalifornien, Äpfel aus Neuseeland, Käse aus Australien, Gin aus England, und viele, viele andere Getränke, die wir selbst in Flandern damals in dieser Fülle nicht erbeutet hatten. Dazu Wäsche, Fahrzeuge und viele Dinge, die

uns mit einem Schlage froh und zufrieden machen. Abends haben wir es uns in einer alten englischen Feldstellung mit Sandsackbunkern bequem gemacht. Der Fahrer brutzelt in fettem englischen Schinken englische Kartoffeln aus Konservendosen. Zum Nachtisch erhält jeder eine halbe Dose Ananas. Zu einer Pfeife guten Navy-Cut-Tabak wird French Brandy getrunken. Ich habe in Tobruk ein neues englisches klappbares Feldbett gefunden. Jetzt wird nicht mehr in den Decken auf dem kalten Sandboden geschlafen. Ich fühle mich auf dem neuen Feldbett äußerlich und innerlich dem nächtlichen Sternenhimmel um 50 Zentimeter näher. An dem zunehmenden Mond ermesse ich den Ablauf der Zeit. Ich nehme diesen stillen Abend als ein Geschenk des gütigen Schicksals und bin erfüllt von unseren Erfolgen und dem Frieden der Natur. Ich weiß es wieder: Nach diesen Schlachten wird auch wieder ein Arkadien des Herzens und der Natur sein. Ich lese bei Hölderlin:

Ihr segnet gütig jedem Sterblichen,
ihr reinen Himmelskräfte, sein Eigentum.
Oh, segnet meines auch, und daß zu
frühe die Parze den Traum nicht ende . . .

Der abendliche Friede hat jeden von uns weicher gestimmt. Ich sehe meinen Kameraden, den Zeichner V., im „Hyperion" lesen, der ihn schon mehr als zwölf Monate in Afrika begleitet.
Nachts fahren der Gefreite V. und ich durch nahe MG-Salven erschrocken hoch. Wir können uns eben noch flach hinwerfen, dann prasseln die MG-Schüsse eines englischen Tiefffliegers dicht über uns weg. Wir hören ihn noch in Richtung des Hafens weiterfeuern und legen uns wieder hin und schlafen weiter.

Es ist frühmorgens. Ich erwache von dem Gedröhne der 20 oder mehr Stukas, die über uns zu den englischen Stellungen fliegen. Ich schaue über die Tiefe der Salzsumpfsenke zum Meer, dessen Strand durch hohe Dünen verdeckt ist. Die Kompanie liegt am Hange eines Dschebels zwischen Straße und Küste. Kein schöner Platz — alles nur „Gegend". Die von dem grellen Licht überblendeten Augen schmerzen noch immer nach dieser kurzen Nachtruhe. Graue Froschlaichgebilde tanzen vor meinen Augen auf und ab. Die Trostlosigkeit der Wüste erscheint uns feindlicher als die englischen Bomber. Die Arbeit des Malens wird schwerer und schwerer.
Aus anderen Sandlöchern tauchen die Köpfe der Kameraden hoch. Immer dasselbe Bild. Sie sitzen in ihrem Deckungsloch aufrecht, nur die Köpfe überragen den Rand und schauen erst einige Minuten unverwandt auf einen Punkt. Sie sehen ihn nicht. Sie sind noch in den kurzen, wirren Träumen der Nacht: Am Bodensee, in einem Dorfe der Mark, im dämmernden Dunkel eines Laubwaldes oder in den Wohnungen ihrer Heimatstädte, in Wien oder Berlin oder am Rhein. Dann aber werden sie von den mit dem ersten Tageslicht munter gewordenen Fliegenschwärmen in die Wirklichkeit zurückgebracht. Mit steifen Gliedern steht man auf und schlägt den Sand aus Kleidern und Haaren. Dieser ewige verfluchte Wind in dieser öden Sandgegend!

Wir haben uns in den letzten Wochen alle etwas verändert. Wir sind mundfauler geworden. Jeder hat sich mehr und mehr in sich selbst eingekapselt. Ich hebe vorsichtig meine in Zeltbahnen gewickelte Mappe aus dem Loch. Sie enthält die vielen farbigen Studien und Zeichnungen der Schauplätze dieses Wüstenkrieges. Ob der Gefreite aus der Mark noch lebt, der mir bei der Ankunft in der Cyrenaika sagte: „Malen Sie unsere olle Mistwüste?"

Die neuen Kameraden, deren Zahl durch den Nachschub täglich wächst, bringen in ihren frischen, olivgrünen Uniformen ein Stück Heimat mit. Unsere Hemden und Hosen sind verblichen; wir sind in Kleidung, Farbe und Gebärde selbst schon ein Stück Wüste geworden. Wenn Warten und Gehorchen die größten Tugenden des Soldaten sind, dann sind die Männer des Afrikakorps in der Wüste die tugendhaftesten Soldaten geworden.

DER SANDSTURM

Auf einem südlichen Stützpunkt erhalten wir den Auftrag, mit einem Kübelwagen aus der Wüste an den englischen Stellungen vorbei zur Via Balbia durchzubrechen zum Gros der Armee. Wir nehmen zwei schwerverwundete Kameraden mit, die sorgsam in Decken gehüllt werden. Sie sitzen aufrecht im schüttelnden, rüttelnden Wagen.

Wir durchqueren mehrere Igelstellungen unserer Panzer. Es ist noch früher Morgen, aber die Sonne sticht, und der heiße Wind wird immer kräftiger. Auf der grundlosen Piste wirbeln wir dichte Staubwolken hoch. Unsere verwundeten Kameraden sitzen stumm und schauen erwartungsvoll auf den Eingang einer Minengasse, die unter pausenlosem, englischen Artilleriefeuer liegt. Es gibt nur diesen einzigen Ausweg aus der südlichen Wüste. Wir können nicht warten. Wir müssen durch.

In einem flachen Wadi halten wir eine kurze Zeitspanne. Wie dunkle Pinien stehen die Granateinschläge auf der Minenpiste. Sie säumen wie eine breitkronige Baumallee die Durchfahrt durch die Minensperre. Warten ist sinnlos. Wir müssen weiter, sonst verbluten uns die Kameraden. Wir nähern uns der zuckenden, fauchenden, donnernden Allee der Gefahr. Als die Einschläge noch 50 Meter vor uns sind, kommt das gütige Schicksal mit seiner unsichtbaren Hand und fegt die schwarzbraunen Erdbäume von uns weg, läßt ihren Rauch im Winde verwehen und schafft um uns Stille und Einsamkeit.

Die Augen leicht verkniffen, den Mund etwas geöffnet und die Hände zu Fäusten geballt, so erwarten wir den Beginn des neuen Feuerüberfalls. Weithin zeigen die Staubwolken, die wie Bugwellen in der engen Piste über uns hinwegschlagen, dem englischen Beobachter unseren Wagen an. Wie langsam fährt in solchen Augenblicken der Feuerpause jedes Fahrzeug! Jetzt haben wir den Ausgang des Minenfeldes erreicht. Jetzt können wir jedem englischen Artilleriefeuer auch seitwärts ausweichen. Stundenlang geht es durch den Sand der Piste, die eine Breite von mehreren hundert Metern hat. So weit wir ausschauen, wir bleiben allein. Der Nachschubverkehr scheint verlagert worden zu sein. Im Gelände der Tafelberge mehren sich Fahrzeugwracks. Hier müssen die Störangriffe der schnellen englischen Panzer und Panzerspähwagen stattfinden. Wieder hilft kein Warten. Wir müssen weiter.

Kamerad M. überprüft mit seinem Kompaß die Marschrichtung. Ich beobachte den Höhenrand und erkenne von links, Entfernung 500 Meter, anfahrende englische

Spähwagen. Jetzt beginnt die Jagd, und wir sind heute das Wild. Wir fahren im Zick-Zack. Der Fahrer holt aus dem Wagen heraus, was er in dieser Wüste leisten kann. Schonte uns das Artilleriefeuer in der Minengasse, um Treibwild für gepanzerte Feindfahrzeuge zu werden?

Wir versuchen alle Listen, Erfahrungen, wir suchen jeden Vorteil, um Gefangenschaft oder Tod zu vermeiden. Unsere Verwundeten haben die Zähne fester zusammengebissen. Sie erscheinen noch bleicher als zuvor. Die armen Jungs!

Der Abstand zwischen Jäger und Wild wird kleiner. Unser Schicksal ist uns unabwendbar geworden. Aber zum zweiten Male kommt an diesem Tage die Hand des gütigen Schicksals, das so unergründbar diesem hilft und jenem sich entzieht, des Schicksals, das so zufällig wirkt und handelt, unverständlich für den menschlichen Geist. Ich habe das Nahen der helfenden Schicksalsmacht nicht bemerken können Es treibt plötzlich, während meine Augen gebannt sind durch die aufkommenden Panzerspähwagen, einen braunroten Schleier um unsern Wagen, der sich schnell verbreitet und verdichtet. Mühsam sind die Schatten der Kameraden zu erkennen. Ein Gibli rast um uns, über uns, unter uns hinweg, uns mit Sand bedeckend und doch bergend in einer Sturmwolke von Staub. Wir ertragen den ersten Anprall in stummer Abwehr. Dann tasten wir uns schrittweise fahrend weiter. Der Feind des Menschen in der Wüste ist unser Freund und unsere Rettung geworden. Langsam, aber stetig tasten wir uns zur Küste hin. Schon spüren wir die Nähe des Meeres, der Sturm ist ausgekühlt, und frei vom Gibli reicht unser Blick bis zur Via Balbia und dem großen Fahrzeugpulk unserer Armee. Abends sitzen wir zwischen den Panzern und unsern Deckungslöchern. Unsere verwundeten Kameraden sind versorgt und werden zum Lazarett überführt. Als ich Emil von unserer Rettung durch den Sandsturm erzähle, sieht er unsere Sturmfahrt symbolisch und meint: „So is det, wenn't ma' ne Sauerei gibt, dann weeß ma noch lange nicht, wozu die jut is."

Das ist Emils unerschütterliche Wüstenweisheit, die wie die Gelassenheit eines Eremiten der alten Legende klingt. Die wechselvollen Schicksale des Wüstenkrieges haben diese Lebenskunst des deutschen Soldaten geformt. Trotz Mangel und Entbehrung ist im Bewußtsein der opferreichen Aufgabe jeder neue Monat heißen Kampfes ein Zeitgewinn für die Sicherung der südeuropäischen Flanke geworden. Je ironischer der Humor sich färbte, desto erbitterter und zäher sperrten Rommels Verbände dem Gegner den erwarteten schnellen und mühelosen Vormarsch. Für alle ungenannten Einheiten der Panzerarmee Afrika, deren Taten der besten Divisionen und Bataillone der Geschichte würdig sind, ist der Name ihres Feldmarschalls der Inbegriff von meisterhafter Führung und heldischem persönlichem Einsatz geworden. Geachtet vom Feinde, bewundert von der Welt ist der Name Rommel zum Symbol geworden, das wie eine unsichtbare Fahne ruhmbekränzt immer über den verlassenen Schlachtfeldern Nordafrikas flattern wird: Ein Symbol unseres unzerstörbaren Glaubens an die Tapferkeit und Opferbereitschaft des deutschen Soldaten.

INHALTSVERZEICHNIS

Die Ankunft 7

Die Via Balbia 9

Die Belehrung 18

Die alten und die neuen Städte 21

Die Wüste 28

Der Fahrer Emil 30

In den Stützpunkten 41

Zwischen den Panzern 47

Der Sandsturm 60

VERZEICHNIS DER BILDTAFELN

	Bildtafel
Hafen von Tripolis	1
In der hohen Cyrenaica	2
Demeter-Tempel in Cyrene	3
Küste bei Derna	4
Wasserstelle in Derna	5
Felsenwadi in Derna	6
Derna	7
Endlose Via Balbia	8
Lagerplatz in der Cyrenaica	9
An der Versorgungspiste	10
Der Stützpunkt	11
Pisten-Netz	12
Wadi in der Cyrenaica	13
Flak sichert einen Lagerraum	14
Stützpunktgelände	15
Kompaniegefechtsstand	16
In der flachen Wüste	17
Englisches Stellungsgelände bei Gazala	18
Panzerschlacht	19
Im Sandsturm	20
Der Sandsturm	21
Nach dem Durchbruchversuch	22
Brennende englische Oeltankanlagen in Tobruk	23
Hafen und Stadt Tobruk	24
Zerstörtes Tobruk	25
Trümmer vom Fort Capuzzo	26
Halfaya-Paß und Sollumbucht	27
Deutscher Transport-Frachter im Hafen	28
Bunkergelände in der ägyptischen Wüste	29
Panzergraben in der Wüste	30
Brennende Panzer vor der Stellung	31
Die Salzsee-Senke	32

Hafen von Tripolis

In der hohen Cyrenaica

Bildtafel 2

Demeter-Tempel in Cyrene

Küste bei Derna

Bildtafel 4

Wasserstelle in Derna

Felsenwadi in Derna

Bildtafel 6

Derna

Endlose Via Balbia

Bildtafel 8

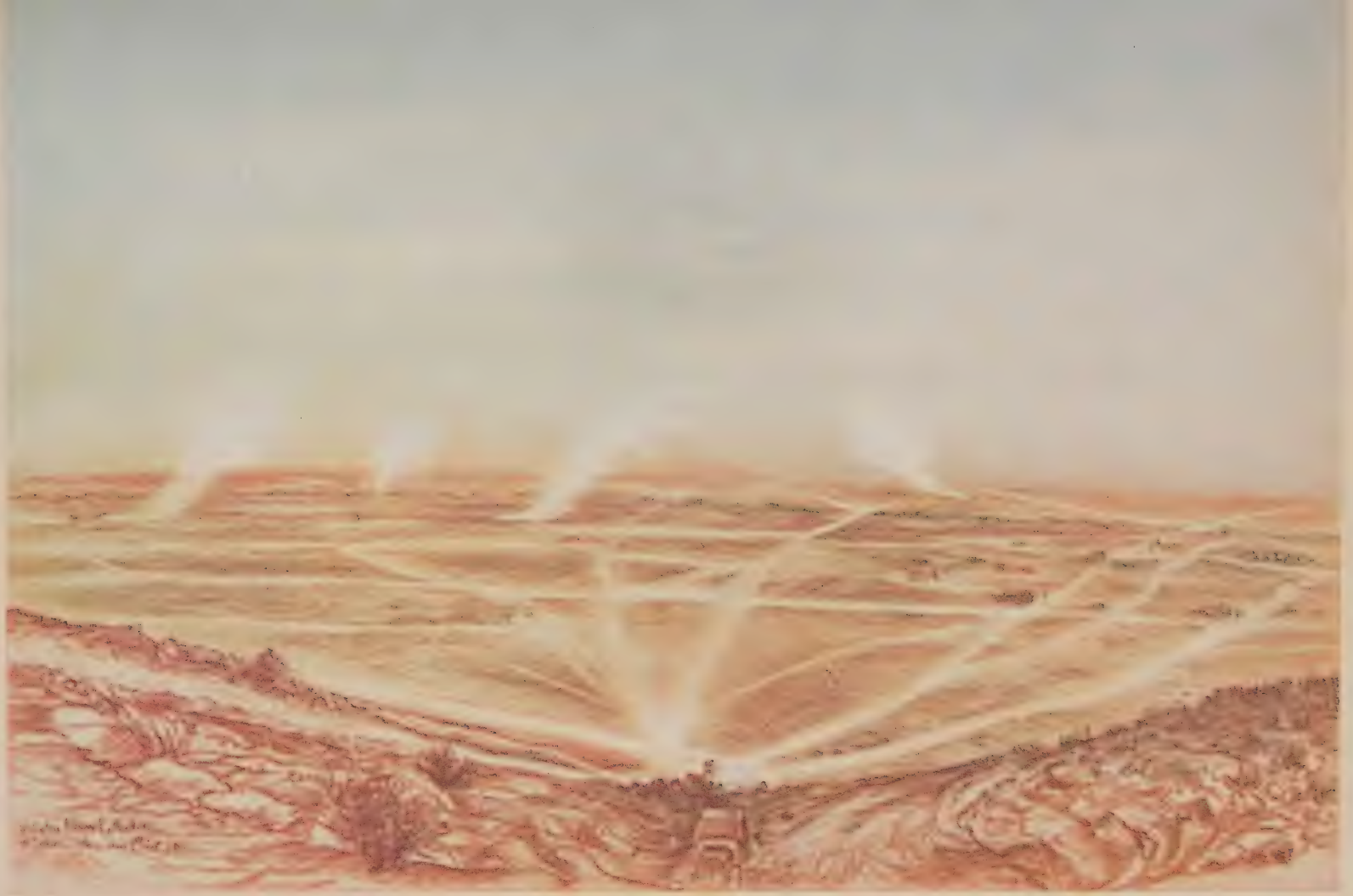
Lagerplatz in der Cyrenaica

An der Versorgungspiste

Bildtafel 10

Der Stützpunkt

Bildtafel 11



Pisten-Netz

Wadi in der Cyrenaica

Flak sichert einen Lagerraum

Stützpunktgelände

Kompaniegefechtsstand

In der flachen Wüste

Englisches Stellungsgelände bei Gazala

Panzerschlacht

Im Sandsturm

Der Sandsturm

Nach dem Durchbruchversuch

Brennende englische Öltankanlagen in Tobruk

Hafen und Stadt Tobruk

Zerstörtes Tobruk

Trümmer von Fort Capuzzo

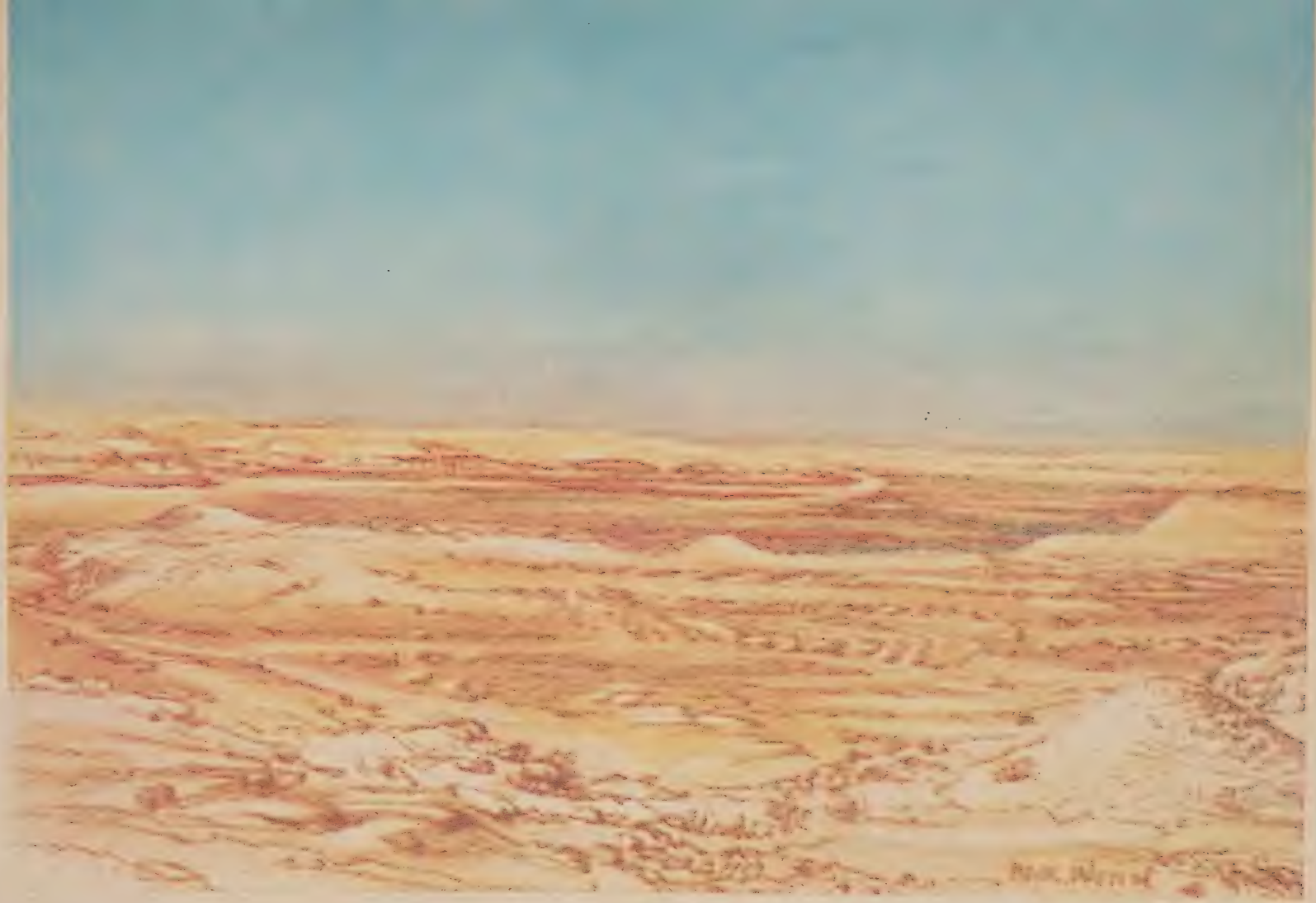
Halfaya-Paß und Sollumbucht

Deutscher Transport-Frachter im Hafen

Bunkergelände in der ägyptischen Wüste

Panzergraben in der Wüste

Brennende Panzer vor der Stellung



Die Salzsee-Senke

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 108233575